

# **DER LANDSER**

Übers. S. 12 – unter der Art. Nr. 40 – Beg. S. 20  
Schwitz. S. 2 – Sammeln in R. – Bild H. 18

**1,50 DM**

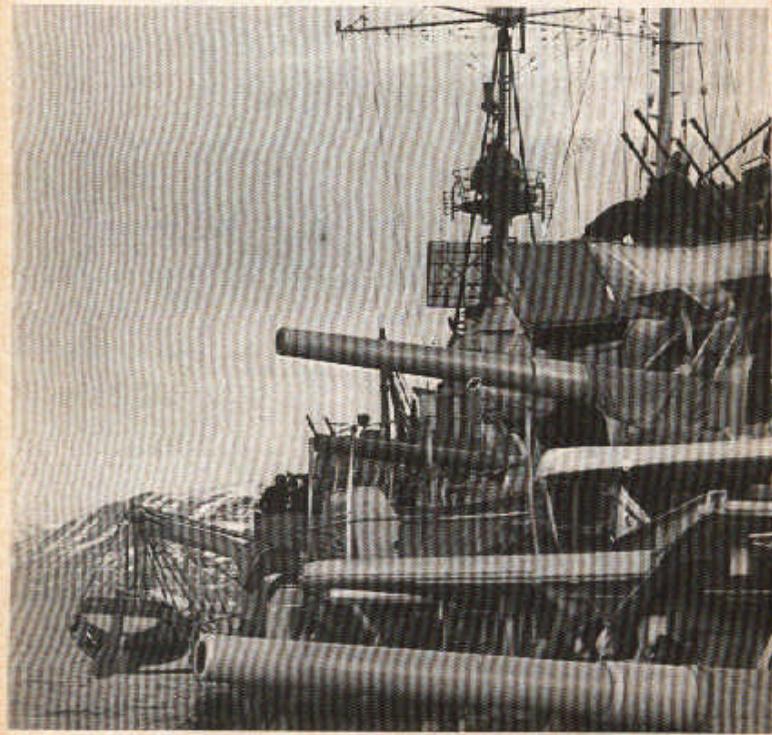
**851**

**Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges**

**P. H. Wehau**

## **Schlachtschiffe im Eismeer**

**September 1943. – Der Handstreich gegen die Eismeer-Insel Spitzbergen.  
(2. neu bearbeitete Auflage)**



Scan & Korrektur: Keulebernd

## Eichenlaubträger des Heeres



### **Wolfgang Fischer**

Fischer, am 11.12.1888 in Carolath (Oberschlesien) geboren, trat 1910 als Fahnenjunker ins preußische Heer ein und wurde am 16.11.1910 Leutnant. Nach Übertritt ins 100.000-Mann-Heer diente er als Hauptmann im Infanterieregiment 3. Als Oberst (1.8.1937) übernahm er das Infanterieregiment 69 in Hamburg, mit dem er am Polenfeldzug teilnahm. Nach dessen Beendigung übernahm er die neugebildete Schützenbrigade, die aus motorisierten Infanterieregimentern bestand und auch in der Schlacht um Dünkirchen eingesetzt war. Fischer erhielt am 3.6.1940 das Ritterkreuz. 1941 stand seine Brigade im Mittelabschnitt der Front und oft an der Spitze beim Vormarsch auf Moskau. Am 1.8.1941 übernahm F. als Generalmajor die 10. Panzerdivision (PD). Nach den schweren Abwehrkämpfen 1941/42 wurde die 10. PD im Frühjahr 1942 zur Auffrischung nach Frankreich verlegt und war bei der Besetzung Südfrankreichs maßgeblich beteiligt. Generalleutnant Fischer erwarb sich am 9.12.1942 das 152. Eichenlaub. Im November 1942 wurde die Division nach Tunesien verlegt. Dort kämpfte sie erfolgreich gegen die anglo-amerikanischen Streitkräfte. Fischer fand am 1.2.1943 in vorderster Linie den Soldatentod und wurde posthum zum General der Panzertruppen befördert.

**Paul-Heinz Wehau**

# **Schlachtschiffe im Eismeer**

## **Kriegsjahr 1943. – Der Überfall auf die Arktis-Insel Spitzbergen**

### **Vorwort**

Die britische Marine besetzte im Jahre 1941 die Insel Spitzbergen und baute sie zum wichtigsten Stützpunkt im Eismeer aus. Die Zivilbevölkerung wurde gänzlich evakuiert.

Die alliierten Geleitzüge benutzten auf ihren Fahrten nach der Sowjetunion Spitzbergen als Umschlagplatz. Alliierte Kriegsschiffe fanden hier Unterschlupf vor deutschen U-Booten und Fernkampfflugzeugen.

Da entschloß sich das Oberkommando der Kriegsmarine, mit Unterstützung von Teilen des Heeres in einer einmaligen Kampfhandlung – von der dieser Band berichtet – den Stützpunkt Spitzbergen lahmzulegen.

Der Autor hat in mühseliger Kleinarbeit trotz des Fehlens deutscher Unterlagen und nur geringfügiger Hinweise in amtlichen britischen Admiral- und Generalstabswerken mit dieser Darstellung, die historisch einwandfrei ist, einen Beitrag zu einem Kapitel Kriegsgeschichte geleistet, über das bisher noch nicht viel bekannt geworden ist.

Der Verfasser

Weit draußen im Norden, in der verlorenen Ferne der Unendlichkeit, schien der Himmel wie ein silbriggrauer Vorhang im Meer zu versinken. Auf der sanften Dünung des Wassers tanzten die Sonnenstrahlen im Gegenlicht, warfen zitternde Bündel von gelben und rosaroten Reflexen auf den Spiegel der See. Nur ganz vereinzelt stießen Möwen hinab auf das Wasser und unterbrachen mit schrillen Schreien die weltverlorene Stille.

Es war ein Bild der Ruhe, des tiefsten Friedens. Doch dieses Bild täuschte. Es war Krieg, und dieser Krieg hatte seine Fühler bereits zum äußersten Norden Europas ausgestreckt. Noch aber blieb es still in diesem Land, und diese Stille zerrte an den Nerven der Soldaten, die hier in der Einsamkeit der norwegischen Fjorde ihre Stellungen bezogen hatten und warteten.

Warteten? Worauf? Daß es wieder losging? Daß der Tommy kam und ihnen gründlich einheizte? Daß ein Befehl sie plötzlich zu irgendeinem anderen Kriegsschauplatz rief?

Jeder hing seinen Gedanken nach, und jeder wünschte, daß es noch möglichst lange so still und ruhig bleiben möchte. Denn sie waren ihn leid, diesen Krieg; sie hatten ihn zur Genüge erlebt: das Inferno der Schlachten, die Schreie der Verwundeten, das große Sterben.

Lange konnte es trotzdem nicht mehr dauern. Irgend etwas schien in der Luft zu liegen. Die Männer der 181. Infanteriedivision wußten um diese Stunde nicht, daß ihre Ahnungen sich schon in wenigen Augenblicken bestätigen sollen.

Etwas unbeholfen schob sich Max Weber auf dem groben Felsbrocken zurück und besah sich die Skizzen, die er mit flüchtigen Strichen auf den Zeichenblock geworfen hatte. Der Kunststudent und Gefreite ließ keine Gelegenheit aus, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen. Stundenlang saß er oft hier und sah hinaus auf das Meer, das ihm im ständigen

Wechsel der Lichter und Schatten die schönsten Motive für seine Malerei lieferte.

»Mensch, Max, was willst du bloß malen, wenn dieser verdammte Krieg mal vorbei ist?«

Otto Maschke, der schlaksige Berliner, war hinter den Gefreiten getreten und warf einen gelangweilten Blick auf das noch unfertige Kunstwerk seines Kameraden. »Es wird sich schon was finden!«

Der Gefreite Max Weber erhob sich langsam und sah mit verlorenen Blicken hinaus auf das Meer.

Vor drei Monaten war er hierhergekommen. Seine Verwundung war ausgeheilt, und sofort hatten sie ihn von seinem Hamburger Ersatztruppenteil in Marsch gesetzt. In Tromsö sollte er sich beim Grenadierregiment 349 melden.

Weber war der Gruppe des Unteroffiziers Hegenau zugeteilt worden, der auch Maschke angehörte. Sie war wie die gesamte 181. Infanteriedivision zum Küstenschutz an der äußersten Nordecke Norwegens eingesetzt. Weber war der jüngste in der Gruppe.

Besorgt sah er jetzt auf seine Uhr und wandte sich an Maschke, der immer noch hinter ihm stand und das Koppelschloß an der Hose blankrieb.

»Mensch, Otto!« entfuhr es Weber erschrocken, »gleich sieben. Los, wir müssen zurück!«

»Nun mal langsam.« Maschke war, wie immer, die Ruhe selbst.

»Meinst du, wenn wir schneller machen, war der Krieg eher aus?«

»Das nicht«, meinte Weber aufgeregt. »Aber wenn wir jetzt nicht gehen, sind wir morgen beim Strafexerzieren bestimmt wieder dabei.«

»Na, und wenn schon!« brummte Maschke. Als er sah, daß Weber seine Uniformjacke zuknöpfte und das Koppel zuschnallte, lenkte er ein.

»Also gut, dann gehen wir«, meinte er anscheinend uninteressiert. »Außerdem ist es verdammt kalt geworden.«

Sie gingen beide den Abhang hinunter und sahen hinter der ersten Wegbiegung Tromsö liegen.

Als die beiden Soldaten das Hoftor zu ihrer Unterkunft erreichten, klang ihnen schon die Stimme des Postens entgegen.

»Los, beeilt euch, ihr Heinis! Alarm!«

Otto Maschke schob den Mann mit einer sanften Bewegung zurück.

»Nun mach dir mal nicht gleich in die Hosen.«

Sie passierten das Hoftor, und jetzt entdeckten auch sie, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Schrille Kommandos gellten von allen Seiten her über den Schulhof. Männer mit vollem Marschgepäck rannten hin und her. Das Klappern der Gasmasken an den Feldspaten war hier im hohen Norden schon längst zu einem unbekannten Geräusch geworden.

Maschke entdeckte einige Leute vom zweiten Zug, die Waffen empfingen. Drüben, am hinteren Ausgang der Schule, war eine Gruppe dabei, Material auf mehrere bereitstehende Lastwagen zu laden. Was es war, konnte Maschke aus dieser Entfernung nicht feststellen.

Die Aufmerksamkeit der beiden Soldaten war von dem ungewohnten Bild auf dem Schulhof so in Anspruch genommen, daß sie das Erscheinen ihres Zugführers völlig übersahen. Wie aus der Erde gewachsen stand Oberfeldwebel Stabrack plötzlich vor ihnen. Der hünenhafte Unterführer hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt. Er wippte ein paarmal mit den gespreizten Beinen und empfing seine beiden »ganz speziellen Fälle« auf seine, im ganzen Zug gefürchtete zynische Art.

»Sieh mal einer an, unsere beiden Herren! Vom Spaziergang zurück? Schön frisch und ausgeruht? Na, dann wollen wir

mal!« Und dann scholl die Stimme zu einem fürchterlichen Dröhnen an, daß die Halsadern wie knotige Bänder aus der Haut hervortraten. »In einer Sekunde will ich nur noch Hacken sehen, ihr Weihnachtsmänner!«

»Herr Oberfeld...!« Webers Versuch einer Rechtfertigung ging im Toben des Zugführers unter.

»Schnauze!« brüllte Stablack noch um Grade lauter. »In einer Minute feldmarschmäßig. Bin ich verstanden worden?«

»Jawoll!« schrie Maschke herausfordernd scharf zurück und versetzte Weber einen sanften Stoß in die Seite, um ihn vorwärtszudringen. Mit Stablack war in solchen Situationen nicht zu spaßen.

Mit ein paar Sätzen hatten die beiden das Eingangsportal erreicht. Sie sprangen die Stufen hoch, hetzten in ihre Unterkünfte und standen kurz darauf feldmarschmäßig vor ihrem Zugführer.

»Los, sofort zu eurem Haufen!« kommandierte Stablack aufgeregt. Er schaute dabei unentwegt auf das Notizbuch, daß er in seinen Händen hielt, und hakte mit dem Bleistift die einzelnen Positionen ab. »Die Brüder fegen schon seit einer Viertelstunde durch die Turnhalle. Ich werde euch Beine machen.«

Maschke und Weber sahen sich entgeistert an. Das konnte doch nicht wahr sein! Was war eigentlich los mit Stablack? Kein Nachexerzieren?

Keine Kniebeugen mit Gewehr in Vorhalt mit Soloeinlage für den Hamburger Kunststudenten? Irgend etwas stimmte hier nicht...

Die beiden liefen in Richtung Turnhalle, wo die anderen schon versammelt waren. Man spürte förmlich die Unruhe, die nervöse Hast, die den Raum durchzog.

Weber wollte melden, aber Unteroffizier Hegenau winkte ab. Er war offenbar froh darüber, seinen Haufen wieder vollzählig beisammen zu haben und teilte Weber und Maschke eine

Aufgabe zu. Die beiden Soldaten griffen zu den Kisten, die zum Ausgang geschafft und dort gestapelt wurden.

»Sag mal, Dicker«, wandte sich Maschke mit dem sicheren Instinkt des fronterfahrenen Soldaten für das Außergewöhnliche einer Situation an den Sanitätsgefreiten Riedel, »was wird denn hier eigentlich gespielt?

Riedel zuckte die Schultern. »Ich glaube, es geht los!«

\*

Admiral Kummetz, Befehlshaber der Marinekampfgruppe Nordnorwegen hatte die Kommandanten und Flotillenchefs zu sich befohlen.

Die entscheidende Besprechung, bei der diese schicksalsschweren Worte fielen, fand am Abend des 5. September 1943 auf dem größten Schlachtschiff statt. Die »Tirpitz« lag um diese Stunde im Altafjord vor Anker, hundert Kilometer nordostwärts von Tromsö. Das Schiff war nach dem Verlust der »Bismarck« im Mai 1941 nicht nur die stärkste »schwimmende Festung«, sondern auch das vom Feind am meisten gefürchtete der deutschen Flotte.

Wie viel dem Feind an der Vernichtung der »Tirpitz« gelegen war, ging allein aus einer einzigen Tatsache hervor: Seit Monaten kreuzten englische, amerikanische und russische Kriegsschiffe aller Klassen im Nordmeer mit dem einen Auftrag, die »Tirpitz« zum entscheidenden Kampf zu stellen und zu vernichten. Pausenlos waren Bomberstaffeln britischer Flugzeugträger im Einsatz, um den Liegeplatz des Schlachtschiffes auszumachen. Allein durch ihr Vorhandensein band die »Tirpitz« starke Kräfte der gegnerischen Flotten. Sie fehlten dem Feind bei seiner Kriegsführung gegen die deutschen U-Boote.

Es war fast wie ein Wunder, daß die »Tirpitz« bisher der Vernichtung hatte entgehen können.

Unter dem Schutz der hohen, teilweise schon wieder schneedeckten Berge, lag die »Tirpitz« an diesem 5. September des Jahres 1943 verhältnismäßig sicher vor jeder Feindeinwirkung. Das Wasser des Altafjords plätscherte gegen den riesigen Leib des Schiffes. Hoch oben vom Mast wehte die Flagge des Admirals. Die »Tirpitz« war nicht allein. Zerstörer und Vorpostenboote umkreisten wie wachsame Hunde den Koloß und sicherten ihn gegen U-Boote und Flieger. Mehrere hundert Meter weiter zurück, in einem noch stilleren Seitenarm des Fjords, hatte die »Scharnhorst«, das zweitgrößte Schiff der deutschen Kriegsmarine, festgemacht.

Was in diesen Stunden draußen geschah, nahm kaum einer wahr. Drinnen in den Mannschaftsräumen und Kommandostellen ging es dafür um so aufgeregter und geschäftiger zu.

Admiral Kummetz war die Ruhe selbst. Er stand im Admiralsraum, über die große Seekarte gebeugt, und schob seine Mütze etwas aus der Stirn. Eine drückende Schwüle erfüllte den Raum. Kummetz deutete jetzt auf die Markierung des Schiffsstandorts, den Altafjord. Langsam schob sich sein Finger auf der Karte weiter nach Norden. Plötzlich hielt er inne. Sein Finger blieb auf einem weißen Fleck haften, der auf der Karte die Form eines Dreiecks besaß.

Für die umstehenden Offiziere, die dem Admiral gespannt zusahen, gab es über das Angriffsziel keinen Zweifel mehr: Es war die Insel Spitzbergen.

»Ja, meine Herren«, sagte Kummetz ruhig, »wir sind soweit!« Dann wandte er sich an den Chef seines Stabes. »Kapitän Reinecke, schildern Sie bitte noch einmal kurz die Lage!«

Kapitän Reinecke, der I. Admiralstabsoffizier (I. Asto) nahm Haltung an und trat auf die Karte zu. Er richtete sich auf und sah den Admiral an. Kummetz nickte.

»Es ist uns bekannt«, begann Reinecke, »was die Briten seit 1941 getan haben. Sie haben eine Funkstelle und eine

meteorologische Station auf Spitzbergen errichtet. Außerdem haben sie systematisch mit dem Ausbau der Befestigungsanlagen begonnen. Meldungen der V. Luftflotte zufolge sind diese Anlagen in den letzten Monaten erweitert worden. Außerdem wurden die Abbauanlagen der Kohlengruben verstärkt. Das bedeutet, daß die alliierten Geleitzüge einen überaus wichtigen Stützpunkt erhalten haben, von dem aus jederzeit Einheiten der britischen Flotte gegen Nordnorwegen auslaufen können.«

Reinecke deutete den möglichen Verlauf einer solchen Flottenbewegung auf der Karte an. Ein Geräusch an der Tür unterbrach ihn in seinem Vortrag. Ein junger Kapitänleutnant hatte das Besprechungszimmer betreten. Der Admiral sah ärgerlich zur Tür.

»Was ist denn?« fuhr er den auf halbem Weg stehenbleibenden Offizier an.

»Bitte Herrn Admiral einen soeben eingegangenen Funkspruch des Militärbefehlshabers übergeben zu dürfen!«

»Geben Sie her!« erwiderte Kummetz. Er nahm dem Kapitänleutnant das unterschriebene Papier aus der Hand, überflog es flüchtig und reichte es weiter an den Chef seines Stabes.

»Meine Herren, der Militärbefehlshaber hat das für das Unternehmen ›Sizilien‹ bestimmte Bataillon gestern abend mit Lastwagen in Marsch gesetzt.«

»Demnach dürfte die Infanteriekampfgruppe also in den nächsten Stunden hier eintreffen«, warf Kapitän zur See Johannson, der Chef der 4. Zerstörerflottille, ein.

»Sicher!« pflichtete ihm Reinecke bei. »Wir müssen uns deshalb beeilen. Ich schlage daher vor, daß wir für unsere Einheiten ab Mitternacht Gefechtsbereitschaft befehlen.«

Der Admiral hob die Hand zum Zeichen, daß Reinecke fortfahren solle.

»Die SKL (Seekriegsleitung) hat sich aus den eben

erwähnten Gründen entschlossen, die feindlichen Anlagen auf Spitzbergen zu zerstören, und zwar nachhaltig zu zerstören, damit sie für längere Zeit ausfallen.«

»Demnach dürfte eine Besetzung der Insel wohl nicht in Frage kommen?« erkundigte sich der Kommandant eines Zerstörers interessiert.

Reinecke zuckte kurz die Schultern und wandte sich wieder der Karte zu.

»Die Kampfgruppe, von Heerespionieren verstärkt, hat den Auftrag, die Grubenanlagen und Verladeeinrichtungen in Barentsburg und Longyearbien zu sprengen. Übrigens können Sie alle weiteren Einzelheiten meinen schriftlichen Befehlen entnehmen. Ich habe sie bereits ausgearbeitet und werde sie Ihnen gleich übergeben.«

»Sonst noch Fragen?« sagte der Admiral.

Nichts rührte sich, keiner der anwesenden Offiziere hatte noch eine Frage. Dann nahmen sie schweigend die Befehle entgegen, die sie und ihre Mannschaften zu einem Unternehmen führen sollten, dessen Ausgang noch völlig ungewiß war.

Wieder klopfte es an der Tür, und der junge Funkoffizier betrat den Raum. Admiral Kummetz sah auf und nahm den soeben eingegangenen Funkspruch der Seekriegsleitung entgegen. Schon beim Lesen der ersten Zeilen trat eine steile Falte auf seine Stirn. Er hielt das Schreiben in der Hand und beugte sich über die Karte. Diesmal verhielt sein Zeigefinger etwas länger auf einer bestimmten Stelle, dann drehte sich der Admiral ruckartig um und sah die versammelten Offiziere an.

»Meine Herren, die SKL funkten soeben, daß zwei Schwere Kreuzer und sechs Zerstörer im Anmarsch auf Spitzbergen sind. Damit ist die Lage klar, und wir wissen, was uns erwartet. Das Unternehmen ist befohlen und wird durchgeführt. Wenn es hart auf hart gehen sollte, dann werden wir zeigen, daß wir zu kämpfen verstehen. Ich danke Ihnen, meine Herren.«

Die Offiziere grüßten und verließen den Raum. Als sie gegangen waren, wandte sich Kummetz noch einmal an den I. Asto:

»Kommen Sie, Reinecke, jetzt geht es an die Arbeit. Den Schlaf werden wir uns vorerst verkneifen müssen.«

Reinecke kannte seinen Admiral und folgte ihm wortlos auf dem Weg zu den Gefechtsständen.

Mit laut aufheulenden Motoren schossen die Pinassen durch das eiskalte Wasser des Altafjords. Die Offiziere der 4., 5. und 6. Zerstörerflottille waren auf dem Weg zu ihren Schiffen. Schemenhaft tauchten vor ihnen die Umrisse der Kriegsschiffe auf, die in einem solchen Massenaufgebot vor Anker lagen, wie es der Altafjord niemals wieder erleben sollte: Schlachtschiffe, Vorpostenboote, Zerstörer. Dort die »Erich Steinbrinck«, dann weiter den Fjord hinauf die »Theodor Riedel«, »Hans Lody«, »Karl Galster«.

Der Plan der Seekriegsleitung schien klar. Dieser starke Flottenverband sollte bei günstiger Witterung nach Spitzbergen in den Eisfjord vorstoßen. Unter dem Feuerschutz der beiden Schlachtschiffe kam den Zerstörern die Aufgabe zu, in den Grönfjord und die Adventsbucht einzudringen, um dort die Kampf- und Sprengtruppen des Heeres zu landen. Hier sollten die Infanteristen und Pioniere die feindlichen Stützpunkte niederkämpfen und alle Nachschubbasen des Feindes sprengen.

Nur aus Tarnungsgründen trug dieses Unternehmen einstweilen noch den Namen »Sizilien«, damit der feindliche Abwehrdienst und norwegische Spione getäuscht wurden. So galt es als verhältnismäßig sicher, daß der Feind vor der entscheidenden Phase des Angriffs deutscher Einheiten auf Spitzbergen nichts erfuhr.

Natürlich waren sich die deutschen Stäbe im klaren darüber, daß die Ansammlung von Schlachtschiffen und Zerstörern auf die Dauer nicht geheim bleiben konnte. Um aber die

gegnerischen Geheimdienste möglichst lange an der Nase herumzuführen, sollte die von Tromsö kommende Kampfgruppe des Grenadierregiments 349 erst in der kommenden Nacht im Altafjord eintreffen und sofort auf die neun Zerstörer verschifft werden. Bei Morgengrauen durfte draußen kein Grenadier mehr zu sehen sein.

»Mensch, hast du so was schon mal gehört?«

Der hochaufgeschossene, blonde Matrosengefreite Lüdde schien von den nur spärlich durchsickernden Nachrichten wie elektrisiert zu sein. Er war alles andere als der Mann, der solche Nachrichten für sich behalten konnte. Ernst Hagen hörte ihm geduldig zu.

»Was, Peter?«

»Na, das mit den 75ern, mit den Landratten von Tromsö?«

»Ach, das meinst du«, stellte Hagen gelangweilt fest. Damit sagte Lüdde ihm nichts Neues.

»Genau das!« Lüdde lachte. »Mann, du schaltest ja schneller als die ›Strippentante‹.«

»Wenn ich nur wüßte, warum wir die Kameraden von der Infanterie an Bord nehmen sollen.« Hagens Überlegungen kamen über diesen Punkt des bevorstehenden Unternehmens einfach nicht hinaus.

»Mensch, denk doch mal scharf nach«, riet Lüdde seinem Kameraden. »Ist doch wohl sonnenklar. Hast du schon mal was von einer großangelegten Landung gehört, wie?«

»Ist ja auch egal«, meinte Hagen kopfschüttelnd und spuckte aus. »Aber das will ich dir sagen, die Sache mit unseren Kojen gefällt mir gar nicht. Warum diesen Quatsch? Kannst, du mir mal sagen, warum wir unsere Miefkisten räumen sollen?«

»Damit die Kumpels sich auspennen können«, erklärte Lüdde lakonisch.

Hagen erhob sich schwerfällig von seinem Hocker und ging langsam auf das Mannschaftslogis im Unterdeck zu.

\*

Seit Stunden waren die Männer des 349. Grenadierregiments schon auf der Achse. In einer mühseligen Fahrt kletterten die Dreitonner über die Serpentinen der langen Gebirgsstraße, die von Tromsö aus zum Altafjord führt. Die Fahrt schien kein Ende nehmen zu wollen.

Doch hinter der Kehre eines steilen Bergvorsprungs lag das Ziel plötzlich vor ihren Augen. Lange genug waren sie darüber im Zweifel gewesen. Nicht ein Sterbenswörtchen hatte man ihnen beim Aufbruch in Tromsö gesagt. Nur der Leutnant und seine drei Unteroffiziere hatten bis dahin gewußt, wohin es gehen sollte, bis sie schließlich im letzten Fischerdörfchen vor dem Altafjord erfahren hatten, welchen Auftrag sie zu erfüllen hatten. Karten und Lagepläne waren ausgegeben, Instruktionen gegeben und die Gruppen für die verschiedenen Spezialaufträge eingeteilt worden.

Und jetzt plötzlich lag der Altafjord vor ihnen. Der Pioniergefreite Xaver Huber aus Oberbayern war der erste, der ihn vom Wagenfenster aus entdeckte. Er wies mit der Hand nach unten, wo die Felsen fast steil ins Wasser abfielen. Der Leutnant ließ noch einmal absitzen und die Männer seines Kommandos zusammenkommen.

Die Pioniere staunten, als plötzlich der Name »Longyearbien« fiel. Nichts, aber auch gar nichts wußten sie damit anzufangen.

»Wenn ich mich nicht täusche und meine Schulkenntnisse richtig sind«, entsann sich der Obergefreite Hannekamp schließlich, »dann muß das irgendeine Stadt auf Spitzbergen sein.«

»Auf Spitzbergen?« Dem Huber verschlug es fast die Sprache. »Dann wollen die uns gar mitten in die Eiswüste schicken? Warum nicht gleich auf den Nordpol?«

»Ruhe da!« unterbrach ihn die Stimme des Unteroffiziers.

»Alles mal herhören!« Er hatte ein Bein auf das Trittbrett des Lastwagens gestellt und wartete das Herankommen der Männer ab, die langsam einen Halbkreis um ihn bildeten. »Ich brauche zwei Freiwillige und Sie, Hannekamp!«

Hannekamp sah sich ungläubig nach seinen Kameraden um und trat einen Schritt vor. Er gehörte zu den Soldaten, die immer ein schlechtes Gewissen haben. Auch jetzt fühlte er sich nicht frei davon.

Wie aus weiter Ferne hörte Hannekamp die Stimme seines Unteroffiziers: »Na los, noch zwei Mann.«

Xaver Huber tauchte neben Hannekamp auf. Er zog die Hände aus den Hosentaschen und gab sich Mühe, einigermaßen militärisch vor seinem Unteroffizier zu erscheinen.

»Noch einer!«

Wenige Minuten später meldete sich Hannekamp mit seinen beiden Leuten beim Zugführer. Doch der schien diesmal nichts gegen ihn zu haben. Im Gegenteil; niemals war der Leutnant dem Obergefreiten so freundlich erschienen. Jetzt schüttelte der Leutnant ihm sogar die Hand. Wenn da nicht irgendwo wieder ein Haar in der Suppe war!

»Hannekamp, ich habe Sie heute dem Kommandeur für eine besondere Aufgabe vorgeschlagen. Was es ist, weiß ich selbst noch nicht genau. Ich weiß nur, daß ich mich voll und ganz auf Sie verlassen kann.«

»Jawoll, Herr Leutnant!« schrie Hannekamp.

Die Wagen ruckten an, langsam kam wieder Bewegung in die Kolonne. Der Altafjord rückte näher und näher. Die Laster, die ihm entgegenfuhren, waren bis zum Bersten vollgestopft, mit Flammenwerfern, Sprengmaterial, Minen und Handgranaten.

Doch an all das schien der Obergefreite Xaver Huber jetzt nicht zu denken. Er saß am Fenster seines Wagens und betrachtete den Fjord, dessen silbriggraues Wasser sich in der

leichten Abendbrise kräuselte. Wie gespenstische Schemen tauchten die Aufbauten der Schiffe aus der Dämmerung.

Huber faßte Hannekamp beim Arm und wies mit der einen Hand voraus.

»Schau dir das an, Hannekamp, die Schiffe! Mein Gott...!« Er begann zu zählen, gab aber den aussichtslosen Versuch bald wieder auf. »Wo kommen denn die bloß her?«

Auch die anderen Pioniere drängten sich jetzt über die offene Rückwand des Lastwagens. Ein plötzlicher Ruck ging durch das Innere. Bremsen quietschten. Die Männer auf dem LKW wurden von der Wucht des plötzlich haltenden Fahrzeugs durcheinandergewirbelt.

Ehe noch einer von ihnen einen Fluch ausstoßen konnte, stand der Leutnant schon hinten an der Rückwand des Wagens.

»Los, aussteigen!« Die Kommandos kamen knapp und klar. Wie auf dem Exerzierplatz, dachte Hannekamp. Aber der Exerzierplatz sollte bald vergessen sein. Jetzt wurde es ernst. Blutig ernst. »Abladen! In einer Stunde geht's auf die Schiffe, klar?«

Kaum eine Stunde war vergangen, seit die Männer vor dem Altafjord abgesessen waren, da stampften die Pioniere mit ihrem Leutnant schon über das steinige Geröll dem Ufer zu. Vollbepackt mit Waffen und Munition, mit Kisten und Kästen, schleptten sie sich weiter.

Auf dem Weg trafen die Pioniere mit Leuten des Grenadierbataillons zusammen, das ebenfalls vor dem Altafjord sammelte. Fragen flogen zwischen den marschierenden Soldaten hin und her. Fragen, Ahnungen und Parolen. Aber keiner wußte genau, was mit ihnen passieren sollte.

Die Dämmerung war stärker und der Blick auf den Fjord noch schwieriger geworden. Trotzdem war deutlich zu erkennen, wie Bewegung in die Schiffe kam. In langsamer Fahrt näherten sich die Zerstörer der Küste.

»Die setzen ja Boote aus!« stellte Huber überrascht fest.  
»Kameraden, jetzt sind wir an der Reihe. Ich fresse einen Besen mit Stiel, wenn die uns nicht holen wollen.«

Huber blieben Besen und Stiel erspart. Die Boote kamen langsam an Land, ein paar Marineoffiziere stiegen aus, besprachen sich kurz mit den Führern der beiden Heereinheiten und gingen wieder zurück auf die Boote.

Kurz darauf kam das Kommando: »Fertigmachen! – Antreten! – Ohne Tritt, marsch!«

Was nun folgte, spielte sich in wenigen Augenblicken mit kasernenmäßiger Exaktheit ab, als habe man dieses Manöver hundertmal vorher exerziert. Kaum waren die Grenadiere und Pioniere in die Boote gestiegen, da hielten die schnellen, vollbesetzten Fahrzeuge schon wieder auf die Zerstörer zu. Einmal, zweimal, dreimal – immer wieder.

Der Pionierleutnant hatte es plötzlich eilig. Seine Leute wurden schon ungeduldig, als sie entdeckten, daß jede einzelne Gruppe auf einen anderen Zerstörer kam. Nur der Obergefreite Hannekamp und seine beiden für das Sonderkommando ausgesuchten Freiwilligen blieben zurück.

Hannekamp machte ein bedrücktes Gesicht.

»Und was wird mit uns?« wandte er sich bekümmert an seinen Leutnant.

»Ihr kommt mit einem Zug Grenadiere auf den Führerzerstörer«, rief er ihnen im Fortgehen zu. Ehe Hannekamp etwas erwidern konnte, war er schon auf eines der bereitstehenden Boote gesprungen.

»Was hat er gesagt, der Alte?« erkundigte sich Hannekamp bei seinen beiden ahnungslos zurückbleibenden Kameraden. »Hals- und Beinbruch? – Sieht mir auch ganz danach aus!«

Auch im Krieg gab es merkwürdige Dinge. Beispielsweise die neue Freundschaft zwischen Xaver Huber und dem Grenadier, der soeben zu den Pionieren gestoßen war. Ein waschechter Bayer und ein Berliner! Sie saßen auf einer Kiste,

an die Bootswand gelehnt, und rauchten die Zigarette, die der Berliner zum Auftakt der neuen Freundschaft spendiert hatte.

»Es ist die letzte«, stellte Otto Maschke betrübt fest und blies den Rauch vor sich hin, »ich hoffe, du kannst dich revanchieren.«

Immer näher kamen die Boote an die Zerstörer heran. Maschke warf seine Kippe über Bord und lehnte sich weit nach vorn, um das Anlegemanöver besser verfolgen zu können.

»Mensch«, stellte er voller Anerkennung fest, »ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich noch einmal auf einem solchen Kahn fahren würde. Ist doch was anderes als unsere Spreeschatullen in Berlin.«

»Da siehst du mal wieder, mein lieber Otto«, schaltete sich jetzt auch der Gefreite Weber in das Gespräch der beiden ein, »was dir der Kommiß so alles zu bieten hat. Sogar eine Seereise.«

Maschke sah mißmutig auf. »Nu halt mal die Luft an, mein Lieber.«

Inzwischen hatte das Boot schon am Zerstörer angelegt. Ratlos standen die Grenadiere und Pioniere da. Von oben fielen ihnen Strickleitern entgegen. Sie griffen danach und stiegen schließlich mit unsicheren Bewegungen hinauf. Es verging fast eine Stunde, bis auch der letzte Mann an Deck des Zerstörers stand. Das Gedränge war furchtbar, es löste sich erst allmählich auf, als die Männer eingeteilt waren und in den zugewiesenen Kammern verschwanden.

Endlich kam Ruhe in das Schiff. Alles schien sich wie vorgesehen einzuspielen. Nur Oberfeldwebel Stabrack rannte noch wie ein Besessener hin und her, um seine Leute wieder zusammenzubekommen. Als er gerade die Tür zu einer Mannschaftsunterkunft öffnen wollte, stieß er mit einem ihm unbekannten Soldaten zusammen. Stabrack schnappte nach Luft.

»Sie trübe Tasse, können Sie nicht grüßen?« fuhr er den

Mann an und stellte sich breitbeinig zwischen Tür und Angel.

»Jawoll, Herr...«, stieß der Mariner hastig hervor, während er versuchte, die Rangabzeichen des vor ihm stehenden Infanteristen zu erkennen.

»Wer sind Sie?«

»Obermarinezerstörergeretteter!«

Stablack sperrte vor Überraschung Mund und Nase weit auf. So etwas war ihm in seiner ganzen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Doch ehe er sich wieder gefaßt und den Matrosen »auf Vordermann« gebracht hatte, war der Mann schon verschwunden und in der Menge untergetaucht. Das Gelächter der Landser schwoll stärker an.

In das Gegröle tönte plötzlich die Schiffsglocke. Das Lachen verstummte. Die Landser horchten auf und sahen sich ratlos an.

»Leute, nun macht mal flott! Es gibt Abendbrot.«

Maschke löste sich als erster aus der allgemeinen Erstarrung.

»Bei dir piept's wohl, was?« Der Sanitätsgefreite Riedel tippte mit dem Finger an die Schläfe.

»Was gilt die Wette?«

»Die verlierst du, mein Lieber«, schaltete sich jetzt auch der Obergefreite Hannekamp in die Meinungsverschiedenheit der beiden ein. Maschke machte ein etwas betretenes Gesicht. Ganz wohl war ihm schon nicht mehr in seiner Haut.

»Woher willst du das wissen?«

»Hast du mal was von Gefechtsbereitschaft gehört? Wohl noch nicht, was? Bist ja auch noch nie auf einem solchen Pott gefahren. Aber ich, mein Lieber, ich bin schon, damals bei Trondheim«, erklärte Hannekamp. »Kinder, nun macht euch mal auf was gefaßt.«

»Und das sagst du erst jetzt?« Maschke schob sich näher an den Obergefreiten heran, um mehr zu erfahren. »Und wie läuft der Laden hier nun weiter?«

»Abwarten!« meinte Hannekamp in seiner besonnenen Art.

»Meinst du, ich bin Hellseher?«. Aber vielleicht wußte

Stablack mehr. Stablack? Wo war er geblieben?

Die Blicke des Obergefreiten suchten jeden Zentimeter des Raumes ab, aber Oberfeldwebel Stablack schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Es war erstaunlich, wie schnell sich die seeungewohnnten Männer mit der neuen Situation abfanden. Die Gruppe des Unteroffiziers Hegenau lag mit den beiden Pionieren des Sonderkommandos zusammen in einem Raum. Hegenau hatte sich bereits in die Koje eines Bootsmanns verdrückt und schlief. Das gleichförmige Rasseln seines Atems erfüllte den kleinen Raum. Die Landser waren unter sich.

»Leute!« – Otto Maschke unterbrach die Stille mit einem Vorschlag, wie er nur von ihm kommen konnte – »Ich mache mich mal auf die Socken. Es muß doch irgendwo was zum Essen geben. Menschenkinder, hab' ich einen Kohldampf.«

Er erhob sich schwerfällig und ging auf die Tür zu. Weiter kam er nicht. Sanft schob ihn die Hand eines Matrosengefreiten in die Kammer zurück.

»Komm mir bloß nicht an die Wäsche!« riet Maschke dem Matrosen mit einem scharfen Unterton in der Stimme. »Ich will hier 'raus. Man wird doch noch wohl etwas Luft schnappen dürfen.«

»Man darf eben nicht!«

Das breite Grinsen des Matrosengefreiten wirkte auf Maschke wie ein rotes Tuch.

»Da werde ich dich auch gerade noch fragen.« Maschke schob den Matrosen beiseite und wollte das muffige Loch verlassen.

Abermals hielt ihn der Matrose zurück.

»Befehl vom Kommandanten! Kein Grenadier darf sich an Bord sehen lassen.«

Maschke kniff wütend die Augen zusammen und sah den Matrosengefreiten angriffslustig an.

»So ist das also! Ihr schämt euch wohl mit uns, wie? Aber

das kann ich dir sagen: Da müßt ihr von der Christlichen Seefahrt schon früher aufstehen, wenn ihr uns auf den Arm nehmen wollt. Nicht mit Otto Maschke!«

»Mach doch nicht so einen Wirbel!« lenkte der Matrosengefreite ein. »Meinetwegen kannst du doch gleich über Bord gehen. Aber Befehl ist nun mal Befehl. Meinst du, der Tommy soll gleich erfahren, daß ihr an Bord seid?«

»Hm!« stellte Maschke beruhigt fest. »Warum sagst du das denn nicht gleich? Kriegt man denn wenigstens was zum Futtern?«

Der Matrosengefreite schob den Ärmel zurück und sah auf die Uhr.

»Na, so in einer Stunde!«

»Das beruhigt mich.« Maschke rieb sich zufrieden die Hände und wollte schon wieder in das Innere der Kammer zurück, als er plötzlich innehielt und den Matrosengefreiten von oben bis unten musterte.

»Sag mal«, begann er unsicher, »warst du das nicht, der unseren Oberfeld eben aufs Kreuz gelegt hat?«

Der lange Matrose nickte.

»Klar war ich das.«

»Wie heißt du?«

»Du willst mich wohl verschaukeln bei deinem Oberfeld, wie?«

»Seh ich so aus?« Maschke schien beleidigt zu sein. »Nicht bei dem. Also, gib schon deine Visitenkarte!«

»Ich heiße Peter Lüdde«, kam es unschlüssig über die Lippen des Matrosengefreiten.

»Und ich heiße Maschke, Maschke aus Berlin. Du kannst ruhig Otto zu mir sagen.«

Die Lage schien unverändert. Immer noch lagen die Zerstörer im Altafjord. Lange durfte es so nicht mehr weitergehen. Die Nerven der Besatzungen, insbesondere die der Landser, waren

bis zum Zerreißen gespannt. Das Warten machte sie unruhig und verdrießlich. Wenn doch irgend etwas geschehen würde.

Es geschah auch etwas, aber das konnten sie vom Schiffsinneren aus nicht erkennen. Pausenlos kamen Tanker und Begleitschiffe längsseits, von denen Öl, Munition und Lebensmittel übernommen wurden. Deutsche Aufklärungsflugzeuge umkreisten in fast pausenlosen Einsätzen den Fjord.

Wie lange das noch so weitergehen sollte, wußte keiner genau. Trotzdem ließ sich aus den Kommandostimmen und Geräuschen an Bord entnehmen, daß es mit der Ruhe langsam zu Ende ging.

»Was meinen Sie, Kapitän, wird es mit dem Wetter so bleiben?«

Admiral Kummetz stand auf der Brücke der »Tirpitz« und wandte sich besorgt an den Kommandanten des Schlachtschiffes.

»Ich denke schon, Herr Admiral«, meinte Kapitän Meyer. »Die letzten Meldungen des Wetterdienstes besagen eindeutig, daß wir mit absolut günstiger Witterung rechnen können.«

Kummetz schob das Glas vor die Augen und suchte den Himmel über dem Fjord ab.

»Mir soll's recht sein, Meyer. Trotzdem: So ein schöner, dichter Nebel könnte uns auch nicht schaden. Stellen Sie sich die Überraschung der Briten vor, wenn wir urplötzlich vor Spitzbergen auftauchen würden!«

Für einen Augenblick verstummte das Gespräch. Admiral Kummetz drehte sich zur Seite und sah den Chef seines Stabes fragend an, der soeben auf der Brücke erschienen war.

»Was gibt's, Reinecke?«

»Melde, Herr Admiral: Öl- und Munitionsübernahme auf ›Scharnhorst‹ und den Zerstörerflottillen beendet. Kampfgruppe gefechtsbereit.«

Der Admiral nickte zufrieden. »Danke, Reinecke, melden

Sie das auch der SKL in Berlin.«

»Zu Befehl, Herr Admiral.«

Kapitän zur See, Reinecke, grüßte und ging in die Befehlszentrale der »Tirpitz« zurück. Kummetz sah dem Davongehenden gedankenverloren nach. Dann wandte er sich wieder dem Kommandanten des Schlachtschiffes zu.

»Von mir aus kann es losgehen, Meyer!«

Immerhin vergingen noch geschlagene vier Stunden, ehe der alles entscheidende Funkspruch des Großadmirals eintraf:

»Unternehmen ›Sizilien‹ Beginn 6.9., 18 Uhr.«

Das Schrillen der Alarmglocken zerriß die friedliche Stille der Schiffe, die hier im Altafjord auf die Stunde ihres Einsatzes warteten.

Langsam kam Bewegung in die Schiffe. Die stahlgrauen Leiber der Zerstörer erzitterten im Rhythmus der Maschinen. Der Marsch der Flottenkampfgruppe Nordnorwegen – das letzte große Unternehmen der deutschen Hochseeflotte im Zweiten Weltkrieg – hatte begonnen.

Vorposten- und Minensuchboote umkreisten die Schlachtschiffe und Zerstörer wie ein Rudel von Wachhunden und manövrierten sie geschickt durch die Minensperren des Fjords, hinaus in die offene See.

Am Gefechtsmast der »Tirpitz« erschien das Signal: »Entlassen.«

Die Sicherungsfahrzeuge drehten ab und preschten in den Fjord zurück. Die schweren Schiffe stampften nun mit Nordkurs durch die ruhige See. An der Spitze des Verbandes lief die »Tirpitz«, in weitem Abstand gefolgt von der »Scharnhorst«. Die Zerstörer der 4. Flottille dampften zur Sicherung weit voraus. Rechts und links von den beiden Schlachtschiffen schoben sich die Zerstörer der 5. und 6. Flottille mit hohen Bugwellen durch die See.

Die Dunkelheit hatte sich bereits über das Meer gesenkt. Fahles Nordlicht schimmerte aus dem wolkenüberzogenen

Himmel. Der Abstand der Einheiten zueinander wurde größer.

Im Inneren der Schiffe gab es keine Ruhe, und kaum einer der Pioniere und Grenadiere fand Schlaf. Unruhig wälzten sich die Männer auf ihren Kojen. Sie spürten das Neue, das Ungewohnte, das Stampfen der Motoren, das den Schiffssleib erzittern ließ, das Rauschen der Wellen, das leichte Auf und Ab der Schiffe, die einsam ihren Kurs zogen. Schwerer aber noch nagte die Ungewißheit an ihnen; die Ungewißheit darüber, was ihnen die nächsten Stunden und Tage bringen würden.

Mit echt seemännischer Gelassenheit standen Schiffsoffiziere und Mannschaften der Brücken- und Geschützwache auf ihren Stationen und suchten den Himmel ab. Die Sterne zeigten ihnen den Weg. Ob das Unternehmen unter einem guten Stern stehen würde? Ob es gelingen würde?

Noch ahnte keiner von ihnen, welche bedeutungsschweren Reaktionen dieses Unternehmens »Sizilien« bereits auf der Seite des Feindes hervorgerufen hatte.

Um diese Stunde, da sich der Flottenverband der Deutschen auf dem Weg gegen Norden befand, standen Admiralstabs- und Funkoffiziere der britischen Flotte in London, Scapa Flow und auf den Orkneyinseln über ihre Karten gebeugt, nervös und aufgeregt. Jeder wußte, die Deutschen waren aus dem Altafjord ausgelaufen. Ihre Schiffe bewegten sich langsam nach Norden. Wohin sie fuhren, wußten die Briten allerdings noch nicht.

Was mochten die Deutschen vorhaben?

Noch in der Nacht befahl das britische Flottenkommando allen Geleitzügen, die sich in der Nordsee und im Nordmeer befanden, sofort umzukehren und zu sammeln. Die im Anmarsch auf dem Weg nach Spitzbergen befindlichen Schiffe wurden angehalten und mit neuen Befehlen umdirigiert.

Der Morgen des 7. September zog herauf. Klar und fast wolkenlos lag der hereindämmende Tag über der ruhigen See.

Vom Osten her strich ein leichter Wind über den glatten Spiegel des Meeres. In der alten Marschformation setzten die Schiffe ihren Weg weiter nach Norden fort.

Die Besatzungen der Schiffe, Grenadierkompanien und Pionierzüge, traten auf den Achterschiffen zur Befehlsausgabe an. Erst jetzt erfuhren sie aus dem Mund ihrer Kommandanten von dem bis dahin unbekannten Unternehmen »Sizilien«.

Nach Spitzbergen also!

»Mensch, Otto«, meinte der Gefreite Weber zu seinem Freund Maschke, »was sagst du dazu? Spitzbergen. Hätte ich mir nicht träumen lassen.«

»Na, und?« – Maschke tat, als ob ihn das ganze Unternehmen überhaupt nicht berührte. »Mal was anderes«, murkte er trocken.

Weber erzählte nun, was er von der Schule her noch wußte. Viel war es ja nicht, aber es reichte, um den Kameraden ehrliche Bewunderung vor seinem Wissen abzunötigen.

»Spitzbergen ist eine Gruppe von Inseln«, dozierte der Kunststudent, »alles zusammen so um die 63.000 Quadratkilometer.«

»Und so was sollen wir erobern?« warf Maschke ungläubig ein.

»Klappe!« fuhr der Sanitätsgefreite Riedel, der soeben zu dieser Gruppe gestoßen war, den Berliner an. »Erzähl weiter, Kamerad!«

»Bis dahin sind es etwa tausend Kilometer«, ergänzte Weber.

»Da legst di nieder«, meinte Huber, dem solche Ausmaße das ehrliche Staunen ins Gesicht trieben. »Und das alles nur Eis und Schnee?«

»Aber nein!« erklärte Weber, »an Spitzbergen fließt der Golfstrom vorbei. Die Westküste ist völlig eisfrei.«

»Da haben wir aber Glück.« Der Sanitätsgefreite Riedel atmete erleichtert auf.

»Nun laß doch den Weber mal ausreden!« schimpfte Hannekamp dazwischen.

»Die Inseln wurden 1596 überhaupt erst entdeckt«, fuhr Weber fort, »von einem Holländer. Ich glaube, er hieß Barents. Dann haben sich die Dänen und Norweger damit herumgeschlagen, und nun gehört Spitzbergen wohl endgültig den Norwegern.«

»Und morgen uns!« ergänzte Maschke die Worte seines Kameraden.

»Stell dir das nicht so einfach vor«, meinte Lüdde, der im Vorübergehen die letzten Worte dieses Gesprächs mitbekommen hatte.

»Und warum nicht, wenn man den Herrn Admiralsmarineoberzerstörergerfeiten mal fragen darf?« scherzte Maschke.

»Weil jetzt der Tommy da sitzt, und weil der auch schießen kann, du Döskopp«, gab Lüdde schlagfertig zurück.

»Das ist es ja eben!« Weber schaltete sich wieder mit einigen Erklärungen in das unterbrochene Gespräch ein. »Seit 1941 sitzen die Engländer auf der Insel, und ihr könnt euch darauf verlassen, daß sie sich ganz hübsch auf die Verteidigung eingerichtet haben.«

»Was gibt's denn da zu verteidigen?« wollte Adromeit, ein Grenadier von den ostpreußischen Masuren, wissen.

»Erz und Kohlen! Die Kohlevorkommen der Insel gehören zu den besten der Welt. Man schätzt den Vorrat auf zehn bis zwölf Millionen Tonnen. Der Abbau ist zwar schwierig, aber seit die Russen 1936 das Geschäft übernommen haben...«

»Wat denn, wat denn«, fiel ihm Maschke ins Wort. »Der Iwan ist auch da?«

»Du hast aber eben gesagt«, wandte Huber ein, »die Insel gehört den Norwegern. Was will denn dann der Iwan dort?«

»So lautet eben der Vertrag. Jedes Land darf auf Spitzbergen Kohle fördern. Es gibt weder Paß- noch Zollkontrollen.«

»Wat ham wir 'nen Glück«, stellte Maschke scherhaft fest.

»Ich hab nämlich meinen Paß zu Hause gelassen. Und wenn...«

Weiter kam Maschke mit seinen Feststellungen nicht mehr. Der schrille Klang der Alarmglocke riß die nun schon beträchtlich größer gewordene Gruppe hoch. Entgeistert sahen sich die Landser gegenseitig an.

»Wat ist denn nun passiert?«

»Fliegeralarm!« brüllte jemand über Deck. »Macht, daß ihr nach unten kommt! Los, Tempo, Tempo!«

Die Grenadiere stoben auseinander. Als sie die Unterkünfte kaum erreicht hatten, wurde der Alarm aufgehoben. Die schweren Rohre in den Geschütztürmen blieben unbeweglich über die See gerichtet. Es war kein feindliches Flugzeug, das sich dem Flottenverband genähert hatte; nur eine Wettermaschine der Luftflotte 5, die nun über Funk die letzten Wettermeldungen an den Admiral schickte.

»Die Sicht ist ja nicht gerade ermutigend«, stellte Kummetz mit einem sorgenvollen Blick über die sich mehr und mehr zuziehende See fest. Er runzelte die Stirn und sah sich nach dem Kommandanten des Schlachtschiffes um, der mit ihm zusammen auf der Brücke der »Tirpitz« stand.

»Um so besser ist demnach die Aussicht, daß uns der Brite vor Spitzbergen nicht erwischt«, versuchte Kapitän Meyer seinen Admiral zu beruhigen. »Überdies besagen alle Meldungen bisher, daß noch kein Schiff der englischen Streitkräfte auf dem Anmarsch ist.«

Kummetz machte ein nachdenkliches Gesicht. »Trotzdem müssen wir damit rechnen, Meyer. Auf keinen Fall darf die Verbindung zur Luftflotte abreißen. Die Leute sollen ihre Aufklärer einsetzen, solange es die Witterung zuläßt.«

Dem verständlichen Wunsch des Admirals stand die Realität des ständig schlechter werdenden Wetters gegenüber. Graue Nebelschwaden stiegen wie gespenstige Schemen aus der

kochenden See. Die Konturen verschwammen zu einer einzigen breiigen Masse, in der die einzelnen Schiffe des Verbandes untereinander nur noch mit größter Mühe auszumachen waren. Die Ausgucks starren mit brennenden Augen über die See. Nur ganz vereinzelt rissen die Nebelschwaden noch in bizarren Fetzen auseinander. Dann sah man, wie die Zerstörer mit hoher Fahrt die beiden Schlachtschiffe umkreisten.

Unter solchen Witterungsbedingungen war es natürlich fast völlig ausgeschlossen, Ausschau nach feindlichen Flugzeugen und Schiffen zu halten; und in dieser Waschküche gar die verräterische Blasenbahn eines abgeschossenen Torpedos auszumachen, glich dem ohnmächtigen Versuch, Leben in einem sumpfigen Loch zu entdecken.

Da – war da nicht was?

Die Offiziere auf der Brücke der »Tirpitz« hielten den Atem an. Sie blickten wie gebannt nach Steuerbord, wo sich der Gischt im wogenden Auf und Ab der Wellenkämme zu einem tückischen Strich zusammenzog. Wie im Unterbewußtsein begannen die Männer zu zählen.

Aber nichts geschah! Kein Torpedo, keine Gefahr! Nur die See wurde zusehends unruhiger. In haushohen, schäumenden Wellen warf das Meer sich über die glatten Flächen der Decks. Der mächtige Leib der »Tirpitz« erbebte manchmal unter dem unheimlichen Druck des Wassers, aber unaufhaltsam schob sich das Schlachtschiff weiter durch die aufgewühlte See.

Die Grenadiere und Pioniere hatten die Nase voll. Keiner war mehr an Deck zu finden. Die meisten lagen längst in ihren Kojen, mit leichenblassen Gesichtern und schlaffen Gliedern, sterbenselend, vom Schweiß bis auf die Haut durchnäßt. Sie dachten an nichts mehr. Kein Witz und kein Fluch wurden laut. Ihnen war alles egal geworden. Nur Maschke hatte seinen trockenen Humor noch behalten.

»Kinder, wat bin ick froh, dat ick keen Spülwassermatrose

geworden bin.« Der Berliner schaute belustigt in die Runde. Aber keiner nahm Notiz von ihm.

Maschke schüttelte den Kopf. Er hielt es einfach nicht mehr aus in der dumpfen Schwüle dieser Umgebung. Er mußte heraus nach oben, etwas frische Luft schnuppern. Trotz des schlingernden Schiffes zog er sich die stählerne Treppe hoch, behutsam Schritt für Schritt. Völlige Dunkelheit umfing ihn. Langsam versuchte Maschke, sich vorwärtszutasten.

Doch plötzlich stieß sein Fuß gegen etwas Weiches, das regungslos auf den obersten Stufen der Treppe lag. Maschke bückte sich und traute seinen Augen nicht mehr. Vor ihm lag Stablack, ein jämmerliches Bündel Elend. Maschke riß ihn hoch, sah in das schneeweisse Gesicht, in die starren, glasigen Augen. Dem Oberfeldwebel stand der Schaum auf dem Mund. Er atmete schwer und stoßweise.

»Oberfeld«, schrie Maschke, »aufstehen! Was ist los?«

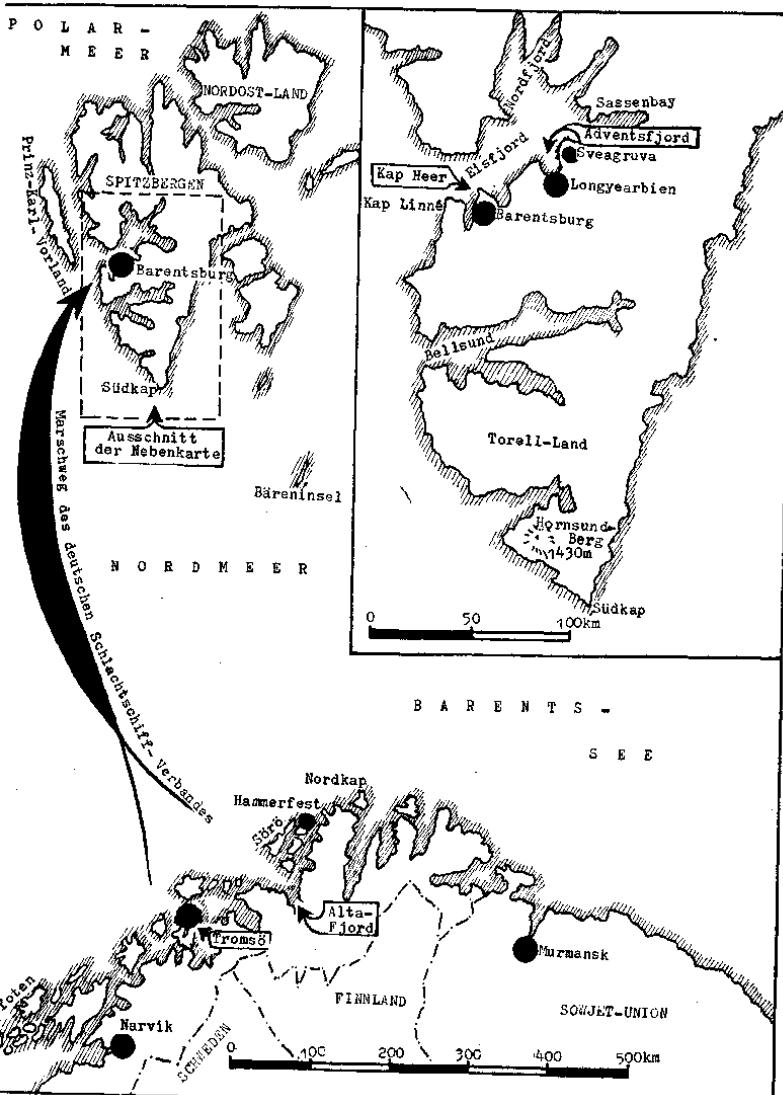
Doch Stablack rührte sich nicht. Maschkes Geschrei hatte den zufällig vorbeikommenden Matrosengefreiten Lüdde aufmerksam gemacht. Er kam näher an die beiden Soldaten heran und warf einen flüchtigen Blick auf Stablack.

»Laß nur, Otto!« stellte er ruhig fest, »dem fehlt gar nichts. Nur ein bißchen schwach auf dem Magen. Komm, pack an, wir schleppen ihn in die Koje.«

Maschke faßte den Oberfeldwebel unter den Armen, Lüdde griff nach den Beinen. So trugen sie den schweren Mann nach unten in die Unteroffiziersmesse wie ein williges Kind. Maschke zog ihm die Stiefel aus, und als er dann noch eine Decke über den Leib des Oberfeldwebels legte, tastete Stablack wie in Trance nach den Händen des Berliners.

»Danke, Maschke«, stieß er schwer hervor, »das vergesse ich Ihnen nicht!«

Maschke wehrte mit einer linkischen Handbewegung ab. »Geht schon in Ordnung, Herr Oberfeld. Nur nicht sentimental werden.«



Als Maschke und Lüdde wieder oben an Deck waren, schien sich die See etwas beruhigt zu haben. Auch das Wetter hatte sich gebessert. Im Osten riß der Nebel auf, die Sicht wurde zusehends besser.

Lüdde suchte mit dem Glas den Horizont ab. Plötzlich hielt er inne, rieb sich die Augen, sah noch einmal durch das Glas und wandte sich dann an Maschke.

»Da, Otto, kannst du was erkennen?« Er reichte dem Berliner das Glas.

Da – was war das? Maschke hielt den Atem an. Waren das nicht die Umrisse einer Insel, die wie ein feiner silbrigweißer Strich aus dem Meer tauchten? »Sag bloß, Lüdde, dat wär' schon Spitzbergen!«

Lüdde lächelte nachsichtig. Er nahm das Glas und setzte es an die Augen. »Nee, das nicht. Aber wir sind schon bei der Bäreninsel. Damit hätten wir die Hälfte hinter uns.«

»Dann geht's also morgen früh los!« stellte Maschke lagonisch fest.

Lüdde wiegte den Kopf abwägend hin und her.

»Wenn alles gutgeht!«

»Steuerbord voraus die Bäreninsel!«

Die Stimme des jungen Leutnants zur See lenkte die Blicke der anderen Ausguckposten auf der Brücke der »Tirpitz« dorthin, wo sich im Osten die grauen Wolken teilten. Doch alle hatten inzwischen schon die einsame Insel im Nordmeer erkannt, die wie Treibholz auf dem grauen Wasser der See lag. Es war ein kaltes, trostloses Eiland, aber doch das erste Stück Land nach über achtzehnstündiger Fahrt.

»SKL und Luftflotte 5 melden: Keine feindlichen Bewegungen im Raum Spitzbergen«, wandte sich Kapitän Reinecke an seinen Admiral.

Kummetz nickte. »Gut! Dann wäre also schon die Hälfte geschafft. Wenn mich nicht alles täuscht, werden wir vor den

Briten auf Spitzbergen sein.«

»Herr Admiral«, ließ sich jetzt der Erste Offizier der »Tirpitz« vernehmen, »darf ich mir eine Frage erlauben?« Kummetz nickte abermals. »Wieviel Zeit steht uns für das ganze Unternehmen, also für Landung und Zerstörung, zur Verfügung?«

Kummetz schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann gab er dem Chef seines Stabes ein Zeichen. Kapitän Reinecke verstand sofort und antwortete für den Admiral.

»Das hängt alles wohl entscheidend davon ab, mit welchem Widerstand wir rechnen müssen. Immerhin – ich glaube, daß wir vom Zeitpunkt der Landung bis zum Wiedereinschiffen etwa vier Stunden benötigen. So sieht es der Plan jedenfalls vor.«

»Ist mit einem stärkeren Feindwiderstand zu rechnen?«

Der Kapitän zuckte die Schultern.

»Wir wissen natürlich nichts Genaues und sind einstweilen noch völlig auf die Luftaufklärung und den Funkbeobachtungsdienst angewiesen. Immerhin gilt es als sicher, daß ein norwegisches Küstensicherungsbataillon, zwei schwere und vier leichte Küstenbatterien sowie einige Fla-Geschütze am Eisfjord und beiderseits von Barentsburg stehen.«

»Demnach wäre auf jeden Fall mit Feindeinwirkung zu rechnen?«

»Bestimmt!«

In diesem Augenblick trat der Funkoffizier mit einer Meldung an den Admiral heran.

Kampfgruppe hat geschlossen die Bäreninsel passiert. Keine besonderen Vorkommnisse.«

Kummetz nickte befriedigt.

»Danke!«

Der Befehlshaber der Flottenkampfgruppe beugte sich noch einmal über die kleine Karte, die vor ihm auf einem schmalen Brett lag. Langsam ging er mit dem Finger den eingezeichneten

Punkten und Linien nach, dann ließ er sich einen Bleistift geben und warf einige flüchtige Markierungen aufs Papier.

»Hoffentlich hat unsere Luftaufklärung nicht versagt«, meinte Kummetz nachdenklich und trommelte mit dem Bleistift auf die Karte. »Sind das nun wirklich alle Positionen der Norweger und Engländer? Auf keinen Fall dürfen wir die Briten unnötig herausfordern. Alles muß rasend schnell gehen. Wir haben keine Zeit.«

»Nach den letzten Meldungen, Herr Admiral«, warf Reinecke ein, »scheint kein einziger Flottenverband unterwegs zu sein, auch kein englisches U-Boot ist gesichtet.«

»Gut!« meinte Kummetz abschließend. »Dann wenden wir uns zunächst einmal wieder den naheliegenden Dingen zu. Also die Lage: Soweit bekannt, existieren Stützpunkte in Barentsburg, Kap Linne, Kap Heer und Longyearbien. Die Norweger stehen mit der Masse ihrer Truppen in Barentsburg, die Briten in Longyearbien und auf Kap Linne.«

»Jawohl, Herr Admiral!« erwiderte der Kapitän. »Die Einzelaufträge für die Zerstörer sind auf diese Massierung zugeschnitten. Die 5. Flottille dreht nach Longyearbien ab, allerdings nur mit zwei Booten. Z 30 wird vorher entlassen, um die Truppen auf Kap Linne abzusetzen. Die 4. lässt Z 33 am Kap Heer zurück, um die Beobachtungsstation und die Küstenbatterie auszuschalten. Z 31 landet in Finnisett, und Z 29 läuft Barentsburg an.«

Kummetz nickte zustimmend. Trotzdem hatte er noch einige Bedenken.

»Hoffentlich machen uns die Batterien nicht allzu früh aus, vor allem nicht Z 27. Der darf auf keinen Fall ausfallen. Soviel ich weiß, Reinecke, hat der doch das stärkste Kontingent an Bord.«

»Jawohl, Herr Admiral!« bestätigte Reinecke. »Auf Z 27 befinden sich ein Offizier und 164 Mann. Darunter auch die Heerespioniere, die Kohlengruben und Maschinenanlagen

sprengen sollen. Die übrigen beiden Zerstörer haben jeweils einen Offizier, aber nur 84 Mann an Bord.«

»Und wie steht es mit der Flottille von Kapitän Johannesson?«

»Die drei Zerstörer sind jeweils mit 90 bis 95 Mann belegt.«

»Und Sie meinen, das reicht?« erkundigte sich der Admiral ein wenig ungläubig.

»Es muß reichen, Herr Admiral! Nach unseren Berechnungen sind wir truppenmäßig der alliierten Besatzung auf Spitzbergen überlegen. Eine Gefahr besteht lediglich von den Küstenbatterien her. Die Landung muß klappen. Verlieren dürfen wir nichts.«

»Na!« – Der Admiral lächelte. – »Dafür haben wir ja ›Tirpitz‹ und ›Scharnhorst‹.«

\*

Die Wetterbesserung war nur von kurzer Dauer. Wieder zog sich der Himmel über der See zu, wieder tauchten die Schiffe in die dunstigen Schwaden der Nebel, die wie ein Leichentuch über der immer unruhiger werdenden See lagen. Langsam, unendlich langsam schllichen die Stunden dahin. Am Mittag hatten die letzten Aufklärer der Luftwaffe die Schiffe überflogen. Am späten Nachmittag zeigte sich keine deutsche Maschine mehr. Jetzt bestand sogar die Gefahr, daß britische Flugzeuge auftauchten und die Kampfgruppe sichteten.

Ungewöhnlich früh setzte die Dämmerung ein. Das veranlaßte den Admiral, die Zerstörer noch näher an die beiden Schlachtschiffe heranzuziehen. Auch das bot aber eigentlich keinen hinreichenden Schutz mehr gegen einen plötzlichen feindlichen Überfall. Schließlich mußte man in einer solchen Situation auf alles gefaßt sein.

Sturm kam auf. Er peitschte die Schaumkronen der Wogen über das Meer und warf die Schiffe aus dem ruhigen

Gleichmaß ihres Weges nach Norden. Sie schlingerten in der schweren See, krängten von Backbord nach Steuerbord, bohrten sich mit dem Bug in die haushohe Dünung, um sich gleich darauf wieder hart nach oben zu richten. Es war unmöglich, sich über Deck zu bewegen. Längst hatten die Kommandanten der Schiffe befohlen, daß sich kein Grenadier und kein Pionier mehr oben sehen lassen sollte. Es hätte aber eines solchen Befehls gar nicht erst bedurft, denn die meisten Soldaten der Heereseinheiten lagen bereits wieder in ihren Kojen und versuchten, mit sich und ihrer Seekrankheit fertigzuwerden.

Ein saurer Geruch zog sich durch das ganze Schiff. Der Schütze Otto Maschke hatte sich bereits daran gewöhnt. Er ließ sich mit einem Seufzer auf den Hocker fallen und holte aus der Tasche eine Zigarettenpackung hervor.

»Da, Lüdde, willste auch eine?«

Lüdde griff zu, gab dem Schützen Feuer und sah nachdenklich vor sich hin, während der blaue Rauch in kleinen Fäden aus seinem Mund quoll.

»Mensch«, meinte der Berliner plötzlich, »wie bringt ihr das nur fertig? Man bekommt ja direkt Hochachtung vor der kaiserlichen Marine. Wat seid ihr eigentlich für ein Verein?«

»Gewohnheit!« wehrte Lüdde geringschätzig ab. »Nichts als Gewohnheit, Otto. Wenn du erst mal um die halbe Welt gesegelt bist, dann kommt dir das Zeug auch nicht mehr so schnell hoch.«

»Na, vielen Dank! Mir reicht's auch so.«

»Halt die Ohren steif, Otto. Alles geht einmal vorbei.«

Windstärke zehn! Über das Eismeer tobte der Sturm mit unverminderter Stärke. Die See gebärdete sich wie ein ausgebrochener Vulkan. Ein Ende des Unwetters war immer noch nicht abzusehen.

Es war schon nach Mitternacht, als Admiral Kummetz die Brücke der »Tirpitz« betrat. Noch einmal hatte er mit seinen

Flaggoffizieren und dem Kommandanten des Schlachtschiffes alle Einzelheiten des bevorstehenden Einsatzes durchgesprochen.

»Na, was gibt's?« wandte er sich an den Wachoffizier, der in einem dicken Mantel auf der Brücke stand und den dunklen Nachthimmel absuchte.

»Die Sicht bessert sich, Herr Admiral! Das Wetter scheint sich tatsächlich zu beruhigen.«

»Ich meine auch, Herr Admiral«, schaltete sich nun auch Reinecke in das Gespräch ein, »daß wir morgen einen sehr schönen Tag haben werden. Es ist sogar anzunehmen, daß die Sonne scheinen wird.«

Der Admiral fuhr mit der rechten Hand über das Gesicht und rieb sich die müden Augen.

»Hoffentlich behalten Sie recht, Reinecke!«

Dieser sagte noch etwas, aber er kam nicht mehr weiter. Seine Worte gingen im Schrei des Ausgucks auf dem Gefechtsmast unter. Durch das Sprechrohr schallte seine Stimme zur Brücke hinab:

»Land in Sicht!«

Der Ruf wirkte wie elektrisierend auf die ganze Besatzung. Offiziere und Matrosen erschienen an Deck, griffen nach den Ferngläsern und richteten ihre Blicke nach Norden. Da – wirklich, weit voraus, noch ganz verschwommen, aber doch schon zu erkennen, tauchte am Horizont ein schmaler Strich über der Kimm auf: Spitzbergen!

Einzelheiten auf der Insel ließen sich noch nicht ausmachen. Aber soviel stand bereits jetzt fest: Der gesamte deutsche Flottenverband hatte geschlossen die Höhe von Spitzbergen erreicht.

Langsam zog der Morgen des 8. September über der See herauf.

Admiral Kummetz zögerte nicht mehr und befahl Gefechtsbereitschaft.

Die Zerstörer schlossen näher zu den Schlachtschiffen auf. Hunderte von Augenpaaren suchten gleichzeitig mit Gläsern und dem bloßen Auge See, Land und Himmel ab. Alle Männer an Bord waren nur von dem einen Gedanken beseelt und der bangen Frage: Wo war der Feind? Hatte er die deutschen Schiffe bereits erkannt?

Die Einheiten des Heeres an Bord der neun Zerstörer waren längst alarmbereit. Alle standen marschbereit in den zugewiesenen Kammern. Stimmen, Kommandos. Zug- und Gruppenführer hatten sich mit ihren Männern versammelt. Die Pionieroffiziere gaben die letzten Anweisungen an die Spezialtrupps.

Ruhig, ohne Störung, zog der deutsche Flottenverband an der Westküste Spitzbergens vorbei weiter nach Norden. Der Hörn- und Bellsund blieben zurück, tauchten in den Wogen der See unter und entschwanden den Blicken der Männer, die dem ungewissen Ereignis entgegen fieberten.

Die Uhren zeigten 2.45 Uhr.

Da kam der Befehl von Admiral Kummetz:

»Schlachtschiff ›Scharnhorst‹ und Zerstörer zu Einzel-aufträgen entlassen!«

Die »Scharnhorst« drehte, gefolgt von den Zerstörern, ab und lief dem Eisfjord entgegen.

\*

Leutnant Talvik, Kommandant des norwegischen Beobachtungsstandes auf Kap Heer am Eingang zum Eisfjord, schlug fröstelnd den Mantelkragen hoch. Gelangweilt sah er vor sich hin und warf einen Blick auf die Uhr.

»Erst 2.45 Uhr«, sagte er zu sich selbst und rechnete sich aus, daß er in einer halben Stunde abgelöst würde. In einer halben Stunde mußte der Feldwebel kommen.

Talvik ging ein paar Schritte nach vorn, trat unwillig gegen

einen Stein, der polternd den Abhang herunterrollte. Der norwegische Offizier war ziemlich übler Laune. Zwei geschlagene Stunden stand er nun schon hier! Aber was waren diese beiden Stunden gegen die zwei Jahre, die er bereits in dieser weltverlorenen Einsamkeit verbracht hatte; auf dieser verdammt Insel, wo es außer Schnee und Eis nur ein paar Tage Frühling gab, aus dem allerdings niemals ein Sommer wurde.

Talvik haßte die Insel, den Krieg und vor allem sich selbst. Tausendmal konnte er die Stunde verfluchen, als er damals, in den Apriltagen des Jahres 1941, aus Trontheim vor den Deutschen geflohen war. Damals hatte er noch geglaubt, aus Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe so handeln zu müssen. Heute wußte er, daß es eine einzige, riesengroße Dummheit gewesen war. Er hätte es wie seine Kameraden machen sollen. Die hatten sich einfach gefangennehmen lassen. Wahrscheinlich waren die meisten von ihnen schon längst verheiratet, hatten Kinder, einen Beruf und ein gemütliches Heim, um das man sie beneiden konnte.

Leutnant Talvik nahm das Fernglas, schob es gedankenverloren vor die Augen und sah hinaus auf den Fjord. Er tat es wie immer, ganz routinemäßig, ohne tieferen Sinn, wie er meinte, ohne die Aussicht, jemals etwas entdecken zu können.

Doch plötzlich stutzte er. Er sah, wie sich Schatten auf die Küste zubewegten, Schatten, die größer und größer wurden. Talvik sah noch einmal hin. Sollten das schon die angekündigten Briten sein, die manchmal hierher kamen, wenn sie auftanken mußten? Die sollten doch endlich mal daran gehen, die »Tirpitz« zu packen. Ja, kein Zweifel: Zwei große Schiffe hielten auf den Fjord zu, gefolgt von einigen kleineren Einheiten. Das konnten nur die Engländer sein!

Leutnant Arne Talvik zögerte noch einen Augenblick, warf noch einmal einen Blick hinaus auf den Fjord und stürzte dann

in den hölzernen Bunker, der versteckt hinter felsigem Gestein lag.

»Los, Munk!« schrie er seinen Telefonisten an, »sofort Meldung nach Barentsburg: Die Briten sind da!«

»Was ist los?«

Ein Soldat war durch den plötzlichen Lärm aufmerksam geworden und wandte sich neugierig an den Telefonisten:

»Die Engländer kommen!« Munk brüllte es so laut, daß der kleine Raum dröhnte. Dabei kurbelte er bereits an dem Feldfern sprecher und schimpfte vor sich hin. »Verdammtd, da meldet sich keiner. Die Kerle in Barentsburg scheinen wieder einmal zu pennen. War gestern abend wohl wieder hoch hergegangen ...«

»Schrei doch nicht so, laß uns wenigstens schlafen!«

Aus der hintersten Ecke des Bunkers drang die verschlafene Stimme eines Wachsoldaten. Er räkelte sich auf seinem eisernen Bettgestell hin und her und drehte sich dann auf die andere Seite.

»Ruhe da!« schrie Leutnant Talvik in das allgemeine Durcheinander. »Alles aufstehen! Los, Tempo! Zieht die Flagge hoch!« – Und dann zum Feldwebel hin: »Ruud, Sie sorgen dafür, daß alles in zehn Minuten bereitsteht.«

Der junge Offizier wartete die Antwort seines Unterführers nicht ab, sondern eilte davon. Mit lautem Getöse flog die Tür ins Schloß. Talvik lief auf den Beobachtungsstand zu und widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem Geschehen auf dem Wasser. Deutlich sah er die Schiffe, die draußen im Fjord herankamen. Talvik begann zu zählen. Zwei Kreuzer, neun Zerstörer! Ungeduldig hob er das Glas.

Die elf Kriegsschiffe fuhren weiter nach Osten. Eines, vermutlich ein Kreuzer, scherte jetzt aus der Fahrtrichtung des Verbandes und hielt Kurs auf die Küste. Sechs Zerstörer machten den Kurswechsel mit, während eines der beiden großen Schiffe und drei weitere Zerstörer ihren Kurs auf den

Fjord beibehielten.

Plötzlich packte den Norweger eine jähe Angst. Er griff zum Fernglas, rieb mit dem Handschuh die beschlagenen Okulare ab und drückte das Glas hastig wieder an die Augen.

Das konnte doch nicht wahr sein! Ein jäher Schreck durchzuckte Talvik. Seine Hände zitterten. Drüben im Fjord gingen die Kommandoflaggen der Schiffe hoch. Talvik wankte. Rote Fahnen! Die Deutschen!

Panisches Entsetzen packte den jungen Offizier. Für Sekunden verlor er die Übersicht und hastete nach hinten, wo der Feldwebel und seine Soldaten gerade ahnungslos aus dem Bunker kamen.

Talvik riß die Arme hoch. »Zurück, Leute!« schrie er, »zurück! Deckung!«

Der Feldwebel sah seinen Chef entgeistert an und sah über die Schulter des Offiziers hinaus auf den Fjord. Aber nur für Sekunden! Dann packte er den Arm des Leutnants und riß ihn zu Boden. Ruud hatte drüben an den Schiffen ein gefährliches Aufblitzen entdeckt. Noch im Stürzen schrie Talvik:

»Los, Munk! Sofort Meldung nach Barentsburg: Die Deutschen kommen!«

Munk fiel aus allen Wolken. Es dauerte eine Weile, bis er sich wieder etwas gefaßt hatte und zum Telefonhörer griff. Wie besessen drehte er die Kurbel und drückte die Taste. Weiter kam er nicht mehr.

Leise rauschte es heran und schwoll zu einem ohrenbetäubenden Heulen an. Eine dumpfe Detonation, Bersten und Splittern, der hölzerne Bunker riß unter dem Volltreffer der Schiffsgranate wie eine Holzkiste auseinander. Lautlos fiel Munk nach vorn auf den Tisch. Von seiner Stirn zog sich ein feiner roter Faden über die rechte Gesichtshälfte. In der starrgewordenen Rechten hielt er noch den Hörer.

»Verflucht!« Arne Talvik stand wie versteinert da und biß sich auf die blutleeren Lippen. »Die Deutschen!« stammelte er

fassungslos. Über ihm zerrissen die Granaten der deutschen Schiffsbatterien die Luft.

\*

2.45 Uhr!

Auch auf den anderen Beobachtungsständen des Fjords hatte man die Schiffe erkannt; elf Schiffe, die Kurs auf Spitzbergen nahmen ...

Sergeant Webster lief noch einmal zurück, um das Glas aus dem Schrank zu holen. Mit angehaltenem Atem suchte er das Wasser des Fjords ab. Er war ein gewissenhafter Soldat und wußte, was er in solchen Situationen zu tun hatte. Noch war er sich nicht im klaren, wen er vor sich hatte. Aber besser ist besser, dachte er und drehte sich zu seinem Funker um, der seelenruhig seinen Kaffee schlürfte.

»Los, Jack, drück auf die Taste! Reykjavik (Island)!«

Der Funker sah seinen Sergeanten unwillig an und stellte die Tasse auf den Tisch.

»Los, hol Reykjavik. Das Flottenkommando!« wiederholte er noch einmal, diesmal aber mit einer Schärfe, die keinen Widerspruch duldete.

Der Funker hämmerte auf die Taste. Der Kaffee schwappte über den Rand der Tasse.

»Verbindung ist da!«

Webster strich sich über den schwarzen Schnurrbart. Er war an das Fenster der britischen Funkstation auf Kap Linne getreten und sah vom höchsten Punkt des Eisfjords auf das Meer hinaus.

»Gut!« sagte er, und seine Züge nahmen einen gespannten, entschlossenen Ausdruck an. »Folgende Meldung an Reykjavik: Zwei Kreuzer und mehrere Zerstörer im Anmarsch auf Eisfjord. Erbitten Antwort!«

In Reykjavik wurde der Funkspruch gehört. Aber eine

andere Stelle fing ihn ebenfalls auf, eine Station, von deren Existenz Funksergeant Webster zu dieser Zeit noch keine Ahnung hatte.

\*

»Herr Kaleu!« Der dienstuende Funkmaat der »Tirpitz« wandte sich aufgeregt an den Offizier: »Kap Linne setzt Funksprüche ab.«

Der Kapitänleutnant zögerte einen Augenblick, dann griff er selbst zum Kopfhörer und drückte ihn mit angespannter Aufmerksamkeit an die Ohren. »Sofort einschalten und mithören!« befahl er. »Richter, Meldung an Kommandanten: Spitzbergen funk!«

Der Läufer raste davon und hastete die Treppe zur Brücke hinauf.

Der Kommandant der »Tirpitz« überlegte nicht lange, ehe er den Befehl zu einer Maßnahme gab, die bei der Vorbereitung des Unternehmens »Sizilien« als eine der wesentlichsten Voraussetzungen zum Gelingen des Überfalls auf Spitzbergen eingeplant war.

»Sofort Funkbeobachtungsdienst einschalten!«

Es galt als sicher, daß der Anmarsch des deutschen Flottenverbandes nach Spitzbergen nicht unentdeckt bleiben würde. Selbstverständlich würden die britischen Funkstationen auf Kap Linne sofort ihre Meldungen an Reykjavik geben. Das ließ sich wohl kaum verhindern. Aber die Deutschen konnten noch etwas anderes tun. Die Funkstellen der Schlachtschiffe waren in der Lage, diese Sprüche aufzufangen und mitzuhören und – was noch wesentlicher war – sie entscheidend zu stören,

Die Sendefrequenz der Engländer war bekannt. Außerdem wußte die Seekriegsleitung, daß auf Spitzbergen keine alliierten Marineverbände lagen, die eine annmarschierende Kampfgruppe von vornherein als deutsche ausmachen würden.

Der Plan der SKL war ebenso einfach wie klar. Die Funkstelle der »Tirpitz« hatte sich in den feindlichen Funkverkehr einzuschalten und ihn nach den gerade abgesetzten Funksprüchen nachhaltig zu stören oder zu verwirren.

\*

Auf Kap Linne wußte Funksergeant Webster immer noch nicht, was die Stunde wirklich geschlagen hatte. Schlimmer noch: Er hatte keinen blassen Schimmer, daß auf der »Tirpitz« Spezialisten in seiner Leitung waren.

Webster, der hagere, hohlwangige Schotte aus Edinburgh, hatte soeben seinen ersten Funkspruch abgesetzt und wartete nun auf die Antwort aus Reykjavik. Die Sekunden tröpfelten in die Stille des Funkraums. Webster sah über das Gerät hinweg durch das schmale Fenster. Sein Atem ging schnell. Vom Fenster aus konnte er die Silhouetten der Kriegsschiffe deutlich erkennen. Er sah sogar, wie sich jetzt einer der beiden Schweren Kreuzer aus dem Verband löste und zusammen mit zwei kleineren Schiffen östlichen Kurs nahm.

Aha, dachte der schottische Sergeant, es geht also nach Longyearbien; sind also doch unsere!

Das vertraute, feine Zirpen im Funkapparat unterbrach seine Gedanken. Webster horchte auf. Das war Reykjavik! Webster hielt den Atem an und lauschte. Nichts! Den Verstärker her! Nichts! Das Zirpen war verstummt. Kein Pfeifen, kein Laut, gar nichts! Es blieb still...

»Sind das denn alles Idioten?« schrie er ärgerlich. Da traf ihn die Hand des Funkers in den Rippen. Webster sah erstaunt auf. Der andere deutete zum Fenster. Der Schotte fuhr hoch. Blitzartig erkannte er die Situation. Drei Zerstörer kamen mit schäumender Bugwelle durch den Grönfjord auf Barentsburg zu. Der Schwere Kreuzer blieb zurück. Ein Zerstörer hielt

direkten Kurs auf Websters Funkstation.

Dem Sergeant verschlug es für einen Augenblick die Sprache.

»Los, Jack! Noch einmal Reykjavik! Die müssen uns doch hören!«

»Ja, aber was?« Der Funker hantierte nervös an der Taste.

»Denselben Spruch wie eben!« fauchte Webster ihn an.

»Halt!« brüllte Webster plötzlich dazwischen. »Hörst du das denn nicht? Reykjavik ist da!«

Tatsächlich! Jetzt hörte auch Jack das feine Zirpen. Der Sergeant drehte den Verstärker weiter auf und schrieb mit. Kleine Schweißperlen rannen unaufhaltsam über seine Stirn. Dann endlich war es soweit.

Er stieß den Funker an.

»Los, gib ›verstanden‹ durch!«

Schon hatte er die Dechiffriertabelle zur Hand. Wie im Unterbewußtsein glitten die Finger über das abgegriffene Papier. Webster entschlüsselte mühelos. Er beherrschte sein Metier wie im Schlaf. Doch dann kam er plötzlich nicht weiter, stockte, begann wieder, brach ab.

»Verdammmt!« stieß er ärgerlich hervor, »was soll der Quatsch?« Mechanisch murmelte er den gerade aufgenommenen Spruch vor sich hin:

»Anmarsch Flottenverband Spitzbergen – stop – unmöglich – stop – im Frühjahr scheint die Sonne – stop – achtet auf Erkennungssignal – im Winter, wenn es schneit – stop.«

»Die sind wohl verrückt geworden!« konstatierte Webster nach einem Blick auf den unsinnigen Inhalt des Funkspruchs. Er sprang auf und ballte die Hände.

»Gib den Spruch durch! Noch einmal denselben Mist!«

Schnaufend ließ er sich auf den Hocker fallen und griff selbst zum Kopfhörer. Keine Antwort! Es ist zum Verrücktwerden, dachte Webster. Seine Finger trommelten nervös auf der Tischplatte herum. Immer wieder warf er einen

Blick durch das Fenster. Er sah nur noch den einen Kreuzer und zwei Zerstörer, alle übrigen Schiffe hatten nach Osten abgedreht.

Sollten das doch diese verdammten Germans sein? Zum erstenmal kamen in Webster bange Zweifel auf. Auf seine Stirn trat eine steile Falte.

Doch da wurde seine Aufmerksamkeit wieder vom Funkapparat in Anspruch genommen. Reykjavik meldete sich zum zweitenmal:

»Verstanden – stop – Flottenverband unmöglich – es ist so schön, Soldat zu sein – stop – kein eigenes Schiff auf See – stop – da Weihnachten ...«

Webster konnte nicht mehr; seine Nerven gingen durch. Er tobte und knallte den Kopfhörer auf den hölzernen Kasten, sprang auf und lief zum Fenster. Er kam nicht weit. Über ihm begann es gefährlich zu rauschen und zu heulen. Webster erkannte mit einem Schlag die Situation. Dünkirchen, Kreta und Tunis wurden in seinen Gedanken wieder lebendig: Schwere Artillerie!

Der Sergeant riß die Augen auf, taumelte dem Fenster entgegen. Ein ohrenbetäubender Krach erfüllte die Stille des Funkraums. Fetzen von Holz und Stein wirbelten in einem heillosen Durcheinander umher. Totenstille. Aus dem zusammengefallenen Haus stieg Staub auf, senkte sich wieder und legte sich über die Trümmer. Webster spürte einen stechenden Schmerz am Hinterkopf. Blut, Mörtel und Staub verklebten ihm Mund und Nase.

Er richtete sich mühsam auf, fuhr mit dem Ärmel über das Gesicht und spuckte den Dreck aus. Vorsichtig tastete er sich am Boden weiter. Seine Hand stieß auf Jack. Da lag er in einem Gewirr von Steinen und zerbrochenen Hölzern. Er rührte sich nicht mehr.

Dumpfe Schläge drangen von der See herüber. Dann wieder dieses infernalische Pfeifen und Röhren. Die zweite Salve!

Webster riß sich hoch, wankte durch den Raum, griff zum Funkgerät. Er drückte sich durch ein Gewirr von Steinen, Glas und Metall, zog das Gerät weiter zu sich heran, schlug auf die Tasten. Halb unterbewußt hämmerte er den letzten Spruch durch den Äther:

»Hier Kap Linne! Die Deutschen greifen an!«

\*

Leutnant Talvik besah sich den Trümmerhaufen, der sich über der Stelle auftürmte, wo eben noch sein Bunker gestanden hatte. Noch so eine Salve, und es ist aus, dachte er.

Die Blicke seiner Männer waren fragend auf ihn gerichtet; ängstliche, flehende Blicke, die in der Ratlosigkeit dieses Augenblicks nur noch die Spuren einer ohnmächtigen Verzweiflung erkennen ließen.

So sieht also das Ende aus! ging es Talvik durch den Kopf. Da heulte die zweite Salve heran.

»Zurück!« brüllte Talvik, »zurück, den Abhang hinunter, volle Deckung!«

Die Männer sprangen den Bergabhang hinunter und rannten um ihr Leben. Arne Talvik blieb auf dem Kap zurück und sah angestrengt hinüber auf das Wasser des Fjords. Etwa hundertfünfzig Meter rechts von ihm detonierte die zweite Salve, Sand und Steine wirbelten durch die Luft.

Talvik hatte Zeit, bis die nächste Lage kam. Er ließ die Schiffe nicht mehr aus den Augen. Jetzt waren nur noch das eine Schlachtschiff und die drei Zerstörer zu sehen, die den schweren Koloß umkreisten. Von den anderen Schiffen war nichts mehr zu entdecken. Vermutlich, so nahm Talvik an, waren die weiter in den Eisfjord, vielleicht sogar in den Grönfjord vorgestoßen. Es gab keinen Zweifel mehr: Die Deutschen wollten nach Barentsburg!

Talvik hastete zu dem zusammengestürzten Bunker zurück.

Vielleicht gab es dort noch einen Fernsprecher, der intakt war. Vielleicht! Große Hoffnungen machte sich der junge norwegische Offizier nicht mehr. Steine, verkohlte Balken und zusammengefallene Möbel versperrten ihm den Weg. Talvik wühlte mit den bloßen Händen in dem Schutt. Plötzlich sah er Ruud, den erfahrenen Feldwebel. Wußte der Teufel, woher der Kerl die Ruhe nahm, sich in diesem Hexenkessel noch in die Schußlinie der Deutschen zu wagen. Und mit welcher Gelassenheit!

Talvik riß sich zusammen. Seine Hände gruben im Schutt, holten das harte Gestein hervor und gruben weiter. Ruud half ihm. Aber hier gab es nichts mehr zu helfen. Seine Finger berührten etwas Weiches, das verschüttet unter den Trümmern des zusammengeschossenen Bunkers lag. Ruud hielt den Atem an und grub weiter. Sein entsetzlicher Verdacht schien sich zu bestätigen. Vor ihm lag der Funker. Jack Munk hatte den Hörer noch am Mund, sein Gesicht war fahl, von Staub und Mörtel bedeckt. Ruud machte den verzweifelten Versuch, den Kameraden aus dem steinernen Gefängnis zu befreien. Aber Leutnant Talvik winkte verbittert ab.

»Laß, Ruud, wir können ihm nicht mehr helfen!«

Die dritte Salve rauschte heran.

»Ruud!« Talvik brüllte, daß sich seine Stimme überschlug.  
»Raus hier! Nichts wie weg!«

Die beiden Männer stürzten davon, warfen sich zu Boden. Ein Bersten und Krachen erfüllte die Luft. Steine flogen hoch und klatschten dumpf zurück. Die beiden Soldaten klammerten sich in verzweifelter Angst an die bloße Erde, die ihnen so gut wie gar keinen Schutz bieten konnte.

Wieder war es still geworden.

Langsam hob Talvik den Kopf, spähte vorsichtig nach allen Seiten. Dann sah er Ruud an. Der Feldwebel winkte müde ab.

»Was ist mit Ihnen?« Eine bange Ahnung befiel den Leutnant beim Anblick des Feldwebels. »Los, wir müssen

weiter!«

»Ich kann nicht mehr!« Ruud stöhnte leise auf. »Meine Beine!«

Sofort war Talvik mit einem Sprung bei ihm. Er sah, wie das Blut langsam aus dem Uniformtuch des Feldwebels sickerte. Es mußte ihn am Oberschenkel erwischt haben. Talvik griff zu seinem Taschenmesser. Dann riß er die Fetzen der Hose ab und warf sie weg. Sofort erkannte er, was passiert war. Ein Splitter hatte die Schlagader getroffen. Stoßweise schoß das Blut aus der klaffenden Wunde. Talvik riß das Koppel vom Leib, band den Oberschenkel des Schwerverwundeten ab und stopfte zwei Mullbinden in die offene Wunde.

Das Heulen der Granaten, die jetzt fast pausenlos über sie hinwegbrausten, kümmerte ihn nicht mehr. Die Schüsse lagen weit entfernt. Ob die Deutschen ihnen den Rückzug abschneiden wollten? Hart rechts schlug ein schwerer Brocken ein. Talvik sah auf das schmerzverzerrte Gesicht seines Kameraden.

»Lassen Sie, Leutnant«, murmelte Ruud, »lassen Sie mich liegen!«

»Niemals!« Talvik schüttelte den Kopf. Er ließ keinen Kameraden zurück, der seine Hilfe brauchte. Die letzte Salve lag wieder kürzer. Talvik schöpfte neue Hoffnung. Er riß den Verwundeten hoch, zerrte ihn über seine Schulter und rannte los.

»Zähne zusammenbeißen! Kopf hoch! Ich bringe Sie durch!

»Wohin, Herr Leutnant?«

»Nach Barentsburg!« antwortete der Offizier. Keuchend wankte er mit seiner schweren Last den steinigen Fußweg nach unten.

\*

Admiral Kummetz stand unentwegt auf der Brücke. Seine Augen waren auf das Festland gerichtet, das sich im Süden in feinen, weißen Konturen abzeichnete. Er lehnte sich weit über das Brückenkleid.

Nichts, absolut nichts war zu erkennen! Nur die schroffen, kahlen Berge stießen mit ihren schnee- und eisbedeckten Höhen in den Himmel.

Die Luft war klar und kalt. Alles deutete darauf hin, daß es ein schöner Tag werden würde.

»Herr Admiral!« Kummetz nahm das Glas von den Augen und wandte sich dem Kommandanten der »Tirpitz« zu. »Unser Funkdienst hat sich in den britischen Verkehr eingeschaltet. Wir werden den Gegner täuschen.«

Kummetz nickte.

»Danke, Meyer. Geben Sie Startbefehl an die Bordflugzeuge. Was meldet ›Scharnhorst‹?«

»Der Kampfverband ist wie befohlen auf Kurs gegangen, steht jetzt vor der Adventsbucht«, meldete Kapitän zur See Reinecke.

Wieder nahm der Admiral das Glas an die Augen. Er suchte die See ab und verfolgte jede Bewegung seines Flottenverbandes, der jetzt in der entscheidenden Phase des ganzen Unternehmens stand.

Die »Tirpitz« und ihre begleitenden sechs Zerstörer hatten Kap Linne bereits umfahren und drehten auf den Grönfjord zu. Die schweren Maschinen des Schlachtschiffes liefen ruhiger. Die »Tirpitz« blieb zurück, während die drei Zerstörer der 4. Flottille mit äußerster Kraft auf den Grönfjord zuhielten. Die 6. Flottille blieb rings um die »Tirpitz« zurück.

Admiral Kummetz sah auf die Uhr. Der kleine Zeiger stand auf der 4, der große rückte langsam auf die 12 vor.

Noch zehn Sekunden, noch fünf, noch drei...

Da brüllten die Kanonen der drei Zerstörer auf. Ein Höllengetöse zerriß die unheimliche Stille. Die Luft erzitterte unter den dumpfen Detonationen der Abschüsse. Sekundenlang blieb es still über der See. Dann schlug es donnernd und dröhnend an der Küste ein. Gleich die erste Salve lag deckend.

Auf Kap Linne schoß eine riesige Feuerwand zum Himmel. Die Funkstation stand in hellen Flammen. Noch eine Breitseite! Krachen und Bersten. Auch Kap Heer stand in Flammen. Die Funkstation auf Linne war schon nicht mehr zu sehen, als auch der Beobachtungsstand getroffen wurde.

Kummetz wollte ganz sichergehen. Sofort nach den ersten Einschlägen der Granaten gab er den Einsatzbefehl für die beiden Bordflugzeuge der »Tirpitz«. Eine gute Aufklärung konnte nichts schaden.

In einer großen Schleife zogen die beiden Piloten ihre Maschinen auf die Küste zu. Unter ihnen lag das zerklüftete Bergland der Hauptinsel mit den tief eingeschnittenen Fjorden und den bis zu 1.730 Meter ansteigenden Eisriesen. Ein trostloses Land, das unter der weißen Decke des Schnees lag, die nur zwischen dem Grönfjord und der Adventsbucht auseinanderriß. Ein paar Ansiedlungen waren zu sehen, Barentsburg, Longyearbien. Sonst nichts, kein Wald, kaum ein Strauch! Nur Steine und Sand, und dann Schnee, immer wieder Schnee. Die niedrigen Häuser trugen keinen Anstrich. Ihr Holz war schwarzgrau und unansehnlich.

Eine Aufklärungsmaschine nahm Kurs auf die Südküste des Eisfjords, um die Gegend der Adventsbucht zu erkunden, an deren Ende in einem engen Bergeinschnitt die größte Minenstadt des Nordens lag: Longyearbien.

Die zweite Maschine flog Barentsburg an. Der Pilot fegte im Tiefflug über die Stadt hinweg.

Noch blieb alles ruhig. Der Flieger beobachtete vom Kabinenfenster seiner Maschine aus, wie sich der erste Zerstörer bereits mit schäumender Bugsee in den Grönfjord

schob. Da – auf einmal blitzte es an der Küste grell auf! Dann noch einmal und noch einmal...

Die erste norwegische Batterie hatte das Feuer eröffnet.

\*

Unweit des Beobachtungsstandes auf Kap Heer stand bei seinen drei Geschützen am Eingang des Fjords der Mann, der als erster Norweger die Gefahr erkannte, die an diesem Morgen des 8. September 1943 auf Barentsburg zukam.

Der wachhabende Offizier, ein Oberleutnant, der bereits vor dreieinhalb Jahren den Kampf um Narvik miterlebt hatte, gab beim Anblick der Schiffe sofort Alarm.

Die Bedienungsmannschaften seiner Geschütze – einer 7,5-cm-Feldhaubitze und zweier 4-cm-Flak – waren langgediente, aktive Soldaten. Ihre Stellungen lagen hoch auf der felsigen Landzunge. Von hier aus war der Feind schon von weitem auszumachen.

»Flak-Dauerfeuer auf das erste Schiff! Feldhaubitze nimmt zweiten Zerstörer unter Feuer!« schrie der Oberleutnant seiner an die Waffen stürzenden Mannschaft zu.

Harte Schritte polterten über die Lattenroste, kurze Kommandos, dazwischen das scheppernde Geräusch der aneinanderschlagenden Munitionskisten. In einem unwahrscheinlichen Tempo waren die Geschütze feuerbereit.

Der Oberleutnant der norwegischen Küstenabwehr hatte das Glas noch auf den Fjord gerichtet und verfolgte das Manöver der angreifenden Schiffe. Nur noch etwa 1.500 Meter stand der vorderste Zerstörer der 5. Flottille von der Küste entfernt. Der Offizier hob den rechten Arm.

»Feuer frei!«

Krachend verließ die erste Granate der Haubitze das Rohr und heulte über die See. Ihr Jaulen vermischte sich mit dem Bellen der beiden Vierzentimeter, deren Geschosse seewärts

flitzten. Haushohe Fontänen schossen empor. Die Schüsse lagen zu kurz, viel zu kurz ...

Ein schnelles Nachrichten, schon waren die nächsten Granaten aus den Rohren. Da antworteten die Deutschen. Schlagartig blitzte auf den Zerstörern das Feuer auf. Z 29, Z 31 und Z 33 hielten unabirrt ihren Kurs, schossen aus allen Rohren und versuchten, sich feuерnd den Weg nach Barentsburg freizukämpfen. Der Beschuß der feindlichen Batterie lag so schlecht, daß die drei Zerstörer fast mühelos durchstoßen konnten. Nur noch ein paar Schüsse aus den achteren Geschützen, dann war die norwegische Batterie auf der Landzunge passiert.

Langsam, wie ein drohendes Ungetüm, schob sich nun auch die »Tirpitz« an den Grönfjord heran, gefolgt von den Zerstörern der 6. Flottille. Die Türme des Schlachtschiffes schwenkten auf Barentsburg ein. In der Stadt hatte man inzwischen den Angriff der Deutschen ebenfalls erkannt. Mehrere Batterien nahmen gleichzeitig das Feuer auf. Die Luft erzitterte unter den Detonationen der Abschüsse.

In der Artilleriezentrale der »Tirpitz« hatte man die Ziele längst ausgemacht. Als der Feuerbefehl gegeben wurde, brüllten die Geschütze auf. Ein Abschuß folgte dem anderen. Über dem Wasser des Grönfjords brach die Hölle los.

Schon die ersten Granaten erzielten im Bereich der norwegischen Küstenbatterie auf Kap Heer eine verheerende Wirkung. Feuer- und Erdpilze schossen aus dem Boden. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, wann die norwegische Batterie erledigt sein würde.

Kap Heer stand in hellen Flammen, die Unterkünfte der Mannschaften brannten lichterloh. Wieder zwei Einschläge! Die beiden 4-cm-Kanonen der Norweger barsten im Feuer der Schiffsgeschütze. Nur eine Haubitze schoß noch auf die drei Zerstörer. Aber es war schon zu spät!

Die ersten Deutschen hatten den Hafen erreicht. Die ersten

Grenadiere sprangen bereits an Land.

Die Männer an der Kanone erkannten, was auf sie zukam. Noch hatte sich das erste Entsetzen über die Landung der Deutschen in Barentsburg nicht gelegt, da orgelten schon die schweren Granaten der »Tirpitz« heran. Immer besser lagen die Schüsse, immer näher kamen die Einschläge. Da entschloß sich der Führer der norwegischen Batterie zum Rückzug.

»Geschütz sprengen!« befahl er. »Zurück in die Berge!«

Zum Westen hin bot sich den fliehenden Männern ein grauenhaftes Bild. Maschinengewehre hämmerten in die Schluchten, Handgranaten explodierten, Menschen schrien. Schon brannten die ersten Häuser der Stadt, stürzten krachend zusammen. Der Kampf um Barentsburg war in vollem Gange.

Ein verzweifelter Abwehrversuch der Norweger blieb im Feuer der Angreifer stecken. Aus allen Häusern schoß es den Deutschen entgegen. Es war ein verzweifeltes Aufbäumen gegen die vielfache Übermacht der Grenadiere, die von allen Seiten her in die Stadt eindrangen.

Der norwegische Kommandant erkannte die Ausweglosigkeit der Lage und ordnete daher den Rückzug ins Gebirge an.

\*

Es war genau 4 Uhr, als Z 27, der Spitzenderstörer der 5. Zerstörerflottille, den Eingang zur Adventsbucht erreichte. Mit äußerster Kraft zerschnitten die schlanken Leiber der Schiffe das Wasser des Fjords. Die Mannschaften standen auf Gefechtsstation und warteten auf den Einsatzbefehl. Drohend richteten sich die Rohre der Geschütze auf das Festland. Kein Schuß war bisher gefallen. Die Grenadiere und Pioniere unter Deck horchten gespannt in die gespenstische Stille. Alles stand marschbereit, fertig zur Landung.

Korvettenkapitän Schultz, Kommandant von Z 27,

überzeugte sich noch einmal von der Lage, richtete das Glas auf den grauen Küstenstrich der Bucht und runzelte die Stirn. Die Ruhe auf der Seite des Gegners kam ihm unheimlich vor. Warum unternahmen die Briten nichts? Wollte man sie noch tiefer hineinlocken in die Bucht, um sie dann schlagartig mit einem Feuerüberfall abzufangen?

Einerlei, was der Gegner auch vorhaben mochte! Schultz hatte keine Wahl, jetzt galt es nur noch zu handeln, den Befehl des Unternehmens auszuführen und die Truppen sicher an Land zu bringen.

»Fertigmachen zum Aussetzen der Boote!« schrie Schultz. Doch da wurde er plötzlich zurückgerissen. Dröhnend schlug die erste Salve vor dem Zerstörer ins Wasser. Die Küstenbatterien vor Longyearbien hatte ihre Ziele aufgefaßt und bereiteten den deutschen Angreifern einen heißen Empfang.

Sofort schlugten die Zerstörer zu. Z 27 und »Erich Steinbrinck« schossen Salve auf Salve. Unbeirrt stampften die Schiffe weiter, dem Land entgegen.

Da krachte es hart an der Bordwand von Z 27. Das Schiff schien eine Sekunde zu verhalten, zitterte und zackte dann nach links weg.

Die Stimme des Kommandanten zerschnitt den Lärm der Detonationen.

»Ruder hart Steuerbord!«

Ein dumpfes Rumoren ging durch das Schiff. Der Zerstörer gehorchte und kam wieder auf Kurs.

»Treffer mittschiffs Backbord!« klang es jetzt durch das Sprachrohr auf die Kommandobrücke. Korvettenkapitän Schultz schien für einen Augenblick ratlos. Unruhig flog sein Blick hinüber zum Flottillenchef. Der wehrte mit der Hand ab und zeigte nach vorn.

»Maschinen äußerste Kraft!« rief der Kommandant. »Wir bleiben auf Kurs!«

Da erschütterte ein zweiter schwerer Schlag das Schiff und schüttelte es. Z 27 wurde erneut mittschiffs getroffen und wiederum an Backbord. Schwere Eisenträger barsten wie Streichhölzer, Funken und Qualm stoben durch die Luft. Schultz behielt die Nerven.

»Wir bleiben auf Kurs!«

Die Landser auf dem Zwischendeck fuhren zusammen, kauerten sich unter die stählernen Niedergänge. Sie sahen nichts. Keiner wußte, was um sie herum geschah. Die Geschütze schossen pausenlos.

»Zum Kotzen!« Oberfeldwebel Stablack hielt es einfach nicht mehr aus. Die Ungewißheit machte aus ihm ein einziges Nervenbündel. Trotz des Rauchverbots, das er selbst für seine Mannschaft verhängt hatte, griff er zur Zigarette. Der Gefreite Weber gab ihm Feuer. Er sah, wie die Hände des Oberfeldwebels zitterten. Da verstummten alle Gespräche.

Z 27 hatte das Feuer eröffnet, dumpf dröhnten die Salven, das Schiff vibrierte unter den Abschüssen der Granaten. Die Landser duckten sich. Keiner sagte ein Wort, selbst der wortgewandte Maschke hatte die Sprache verloren.

Alle lauschten angestrengt gegen die Bordwände und fuhren zusammen, wenn die Schüsse des Gegners bedrohlich vor dem Schiff ins Wasser schlugen.

Z 27 wurde nun an der Backbordseite getroffen. Unter dem Druck der berstenden Granate bäumte sich das Schiff auf, kam aus dem Kurs und fing sich wieder. Auch den Bug hatte es erwischt.

»Treffer im vorderen Kesselraum!« gellte es durch den Lautsprecher zur Brücke hinauf.

Ungeachtet des Feuers der britischen Küstenbatterien stampfte Z 27 weiter durch die See, den Landungsanlagen von Longyearbien entgegen. Unermüdlich packten die Männer der Lecksicherungs-, der Feuerwehr- und Sanitätstrupps zu, um den Wassereinbruch zu stoppen, Brände einzudämmen und

Verwundete zu bergen.

Der Matrosenbefreite Lüdde war schweißgebadet, sein Gesicht ölverschmiert. Die Männer seines Löschtrupps stürzten und stolperten über Leinen, loses Kabelwerk und zerborstenen Stahl, hasteten über Wasserlachen und kämpften sich durch den beißenden Qualm.

»Treffer im vorderen Kesselraum!«

Ein Bootsmannsmaat stürzte keuchend heran.

»Los, Lüdde, Schreiter und Gottschalk nach vorn!«

Die drei stürzten los. Keiner beachtete den entsetzlichen Qualm, der ihnen fast die Luft nahm, den penetranten Gestank von heißen Fetten und schmorenden Kabelstücken.

Die Schottür zum Kesselraum stand weit offen. Die Männer des Löschtrupps fielen förmlich hinein, stolperten über Trümmer und durcheinandergewirbelte Gegenstände und preßten die Hände vors Gesicht, weil ihnen der Qualm unbarmherzig in Augen und Nase drang. Blutüberströmt schleppte sich der Maschinist an ihnen vorüber ins Freie.

Unwillkürlich mußte Lüdde an seinen Freund Hagen denken. Hagen hatte heute morgen Dienst im Kesselraum. Sollte sein Kamerad ... sollte Hagen...? Eine panische Angst befiel Lüdde bei diesen Gedanken.

»Ernst!«

Ein schriller Schrei durchdrang die Tiefe des Schiffes. Dann noch einmal: »Ernst!«

Hagen gab keine Antwort. Lüdde schnürte es die Kehle zu. Doch ungeachtet der eigenen Gefahr drang er weiter vor. Was kümmerte es ihn, daß die Augen brannten, die Hände blutig geschunden waren und jede Sekunde in diesem höllischen Qualm unsägliche Qualen verursachte. Er suchte seinen Freund, mit dem er nun schon zwei Jahre auf diesem Schiff fuhr. Er mußte ihn finden, mußte ihn herausholen. Jede Minute war kostbar. Wenn er ihn nicht bald fand, konnte er auch die letzte Hoffnung begraben.

Da fiel Lüddes Blick plötzlich auf eine Gestalt am Boden. Mit seinen öl- und schweißverklebten Händen zog und zerrte der Matrosengefreite an den Rohren die den Körper des Mannes einklemmten. Lüdde bekam ihn frei und schob ihn leicht zur Seite. Es war nicht Ernst Hagen, sondern der neunzehnjährige Matrose Pidderling. Die erste Feindfahrt sollte seine letzte gewesen sein. Lüdde sah, daß es hier nichts mehr zu helfen gab. Mit zitternden Händen strich er dem Jungen über den Haarschopf.

Von dumpfen Ahnungen getrieben, stürzte er weiter in die milchige Wand. Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn, als er Hagen sah. Er hing wie ein lebloses Bündel über der Zuleitung zum Kessel. Lüdde griff nach ihm, zerrte ihn aus der Umklammerung der wirr durcheinanderhängenden Leitungen und trug ihn auf seinen Schultern in den Gang,

Das schmatzende Geräusch der arbeitenden Pumpen schlug ihm entgegen. Irgend jemand schrie ihm zu, daß man den Wassereinbruch unter Kontrolle habe und die Gefahr fürs erste gebannt sei.

Lüdde atmete auf, seine Hände suchten einen Halt an der Wand, weil die Beine den Dienst versagten. Noch vier, fünf Schritte taumelte er mit dem Verletzten auf der Schulter weiter, dann brach er erschöpft zusammen. Aber er hatte Glück. Ganz in seiner Nähe stand der Zug des Oberfeldwebels Stabrack, bereit für die Landung, mit Waffen und Gepäck beladen.

Stabrack erkannte sofort, was geschehen war und kam angelaufen. Maschke nahm ihm die Maschinenpistole und den Handgranatensack ab, dann hob er den schwer verletzten Hagen behutsam auf seine Schultern und schleppete ihn zum Sanitätsraum. In einem Abstand folgte Lüdde den beiden, taumelnd und noch ganz benommen von der enormen Anstrengung in Hitze, Qualm und Gestank.

Stabrackbettete den schwer verwundeten Hagen auf die Koje des Sanitätsraums, in dem es nach Jod und Blut roch.

Maschke hielt sich die Hand vor den Mund. Da stürzte Lüdde herein, vorbei an den beiden Soldaten, die Hände wie hilfesuchend zum Assistenzarzt ausgestreckt.

»Wo ist Hagen?« stammelte er mit heiserer Stimme. Eine fahle Blässe überzog sein ölverschmiertes Gesicht.

Der Arzt zuckte die Schultern.

»Er hat's überstanden.«

»Tot?« schrie Lüdde.

Der Arzt nickte stumm und wandte sich wieder den anderen Verwundeten zu.

Da preßte Lüdde die Hände vors Gesicht. Die Nerven gingen mit ihm durch. Er weinte wie ein Kind.

Ein plötzlicher Ruck durchlief das Schiff, und die Männer im Sanitätsraum wurden durcheinandergeschleudert. Der Zerstörer stoppte, legte sich auf die Seite und richtete sich wieder auf. Das Dröhnen der wieder auf Touren kommenden Maschinen ließ die Männer den Atem anhalten. Kein Zweifel, das Schiff fuhr rückwärts.

Erschrocken sah der Matrosengefreite Lüdde auf, und mit erschreckender Deutlichkeit wurde ihm plötzlich bewußt, daß er hier fehl am Platze war. Dann lief er nach oben auf seine Gefechtsstation.

\*

Mit starrem Gesicht verfolgte Korvettenkapitän Schultz das Manöver auf See. Er blickte kaum auf, als der Erste Offizier von Z 27 seinem Kommandanten meldete: »Bisher zwei Treffer, davon ein schwerer im Kesselraum, Herr Kapitän.«

»Verluste?«

»Vorläufig zwei Tote und vier Verwundete. Schiff voll einsatzfähig. Schäden nur an Außenwand backbord. Hier sämtliche Boote zerstört.«

Schultz überlegte einen Augenblick.

»Dann fällt ein Ausschiffen natürlich flach!«

Immer noch blitzte es in der Adventsbucht gefährlich auf. Die Küstenbatterien der Briten schossen, was das Zeug hielt. Davon, daß sie ausgeschaltet waren, konnte weiß Gott noch keine Rede sein. Im Gegenteil, sie schienen sich mit dem Mut der Verzweiflung zu wehren. Die große Gefahr des Augenblicks war ihnen vollauf bewußt. Wenn den Deutschen die Landung gelang, war es für sie aus und vorbei.

Korvettenkapitän Schultz versuchte, sich in die Lage des erbittert kämpfenden Gegners hineinzuversetzen. Die »Erich Steinbrinck« lag noch weit zurück in der Bucht. Ein schwerer Treffer hatte sie ebenfalls erwischt und die Backbordwand aufgerissen. Unter diesen Umständen war von der »Steinbrinck« keine entscheidende Hilfe zu erwarten.

Die Gedanken des Korvettenkapitäns wurden plötzlich unterbrochen. Schultz sah nach oben und hörte über sich das Rauschen schwerer Granaten, die von Norden her kamen. Das mußte die »Scharnhorst« sein, dachte er. Natürlich, das war sie! Nachdem die erste Salve eingeschlagen war, orgelten die schweren Granaten pausenlos durch die Luft.

Die Einschläge, lagen beiderseits der Bucht. Erde, Steine und Holz wirbelten durch die Luft. Dicke Rauchwolken legten sich über das Küstenland. Das konnte die Rettung sein! Schultz atmete erleichtert auf. Über Longyearbien stieg ein riesiger Rauchpilz gegen den Himmel.

Es dauerte minutenlang, bis sich der von dichten Rauchschwaden verdunkelte Himmel wieder gelichtet hatte. Da schossen wieder riesige Rauchpilze in die Luft. Longyearbien brannte lichterloh.

Kapitän zur See Wolff, Chef der 5. Zerstörerflottille, erkannte sofort die außerordentlich günstige Möglichkeit, den Feuerüberfall der »Scharnhorst« und den schwelenden Rauchvorhang vor Longyearbien auszunutzen und die Truppen zu landen.

Der Kommandant von Z 27 stand zu dieser Zeit mit seinem Zerstörer schon dicht vor den Hafenanlagen von Longyearbien. Er wollte gerade den Befehl zum Niederlassen der Boote geben, als ein kühner Gedanke ihn plötzlich seinen Entschluß ändern ließ.

»Maschinen stop! Langsame Fahrt zurück! Ruder hart Steuerbord!« Der Befehl des Kommandanten drang mitten hinein in das Bersten der Granaten, die immer näher am Ufer einschlugen. Offenbar wollte die »Scharnhorst« einen Feuerriegel zwischen die Briten und die angreifenden Truppen legen. Das konnte ins Auge gehen, wenn die Schüsse zu kurz lagen.

Z 27 drehte sich um 180 Grad. Unter den schwer mahlenden Schrauben schäumte das Wasser brodelnd auf. Das Schiff fuhr mit dem Heck voraus in den Hafen ein. Schultz brüllte einige Ruderkorrekturen über Deck. Zunächst war es sein Plan, an der kleinen Landungsbrücke anzulegen. Dann besann er sich anders. Die Grenadiere sollten noch während des Anlegemanövers direkt vom Zerstörer an Land springen.

Unten bereitete sich unterdessen alles fieberhaft auf die Landung vor. Der Führer der Landungskampfgruppe, ein Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz des Ersten Weltkrieges auf dem Waffenrock, stand mit seinem Adjutanten schon auf der Back des Schiffes. An Deck erschienen jetzt die ersten Grenadiergruppen, dick verummerte Gestalten, waffenbepackt und mit schweren Lasten in den Händen. Sie stürzten über die gespannten Seile und rutschten über das glitschige Deck des in der schweren Dünung schwojenden Schiffes. Matrosen packten mit zu, um den Heeressoldaten zu helfen. Lüdde war unter ihnen. Er schob Maschke die Seile entlang und schleuste dann auch Oberfeldwebel Stablack nach vorn auf das schwankende Heck des Schiffes. Sofort rief ihn der Führer der Landungskampfgruppe zu sich. »Stablack!«

»Herr Hauptmann!«

Stablack beugte sich über die kleine Skizze, die der Offizier in seinen Händen hielt. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er die Lagebeschreibung.

»Stablack, Sie und Ihre Leute gehen als erste von Bord. Da drüben links...« Der Hauptmann hielt einen Augenblick inne und wies mit der Hand auf den Küstenabschnitt links der Stadt, wo ein steinerner Block mit vielen Masten weithin sichtbar aus der Landschaft ragte. »Sehen Sie das Elektrizitätswerk? Das ist Ihr Ziel!«

Stablack hatte das Gebäude sofort erkannt. »Verstanden, Herr Hauptmann!« Er wollte die Hand an den Stahlhelm legen, kam aber nicht mehr dazu. Ein fürchterlicher Krach ließ das Schiff erzittern. Der Zerstörer schwankte. Er war soeben mit dem Achtersteven gegen die Pier gestoßen. Stablack ging in die Knie und versuchte, sich irgendwo festzuklammern.

»Los!« Die Befehle des Kommandanten und des Kampfgruppenführers erfolgten gleichzeitig. »Los, alles von Bord!«

Maschke sprang als erster von dem schaukelnden Schiff auf die hölzernen Planken der Landungsbrücke. Hinter ihm Lüdde, zwei weitere Matrosen, dann Hannekamp, Huber und Weber. Die Gruppe Hegenau hatte wieder festen Boden unter den Füßen.

Keiner der Männer kam dazu, einen Gedanken an die weittragende Bedeutung dieses tollkühnen Unternehmens zu verschwenden. Für sie war es bitterer Ernst geworden. Drüben, hinter einem Häuservorsprung am Ortsausgang, belferte ein Maschinengewehr. Weiter nach links fiel ein zweites ein. Die Schüsse lagen verdammt nahe. Leuchtpurgeschosse spritzten keine zwanzig Meter vor den Angreifern in den Boden, warfen Erdfontänen in die Höhe und kamen näher. Die Männer der Gruppe Hegenau drückten die Köpfe in den Sand und nahmen volle Deckung. Aber sie suchten Deckung, wo es keine gab. Sie lagen buchstäblich auf dem Präsentierteller, eine sichere

Beute für den Gegner.

Maschke erkannte sofort die große Gefahr. »Idioten!« schrie er die Männer an. »Der, Tommy macht euch hier zur Sau. Los, weiter, bis an die Häuser heran!« Mit seiner Rechten umspannte er das MG und stürmte los. Die Landser folgten ihm, sprangen hoch und rannten hinter ihm her. Wenn sie hier heil herauskommen wollten, mußte ein Wunder geschehen ...

Am Ende der Landungsbrücke hielt Maschke an, und die Gruppe sammelte.

Mit rasselndem Atem kauerten sich die Männer unter die schützenden Planken. Schüsse peitschten links und rechts an ihnen vorbei ins eiskalte Wasser. Die Tommys hatten sie erkannt und versuchten, ihnen mit gezieltem Sperrfeuer den Weg zum Ortseingang abzuschneiden.

»Maschke!« brüllte Unteroffizier Hegenau. »Sie geben Feuerschutz! Alles andere mir nach! Beim ersten Haus sammeln!«

Maschke schob das MG durch einen Spalt des Holzes und richtete die Waffe auf den Ortseingang. Drüben war das Maschinengewehrfeuer verstummt. Noch einen Augenblick, dann sprangen die Landser los. Maschke feuerte. Die Garben prasselten gegen die Häuserfronten.

Jetzt nahm das feindliche MG die Angreifer unter Feuer. Dazwischen vereinzeltes Gewehrfeuer. Aber noch lagen die Schüsse viel zu weit. Die Gruppe Hegenau war fast am Ziel. Noch ein paar Schritte nur, bis die Männer sich in Sicherheit wähnen durften, bis sie den toten Winkel des ersten Hauses erreicht hatten. Schritte, die über Tod und Leben entschieden.

Maschke stemmte sich entschlossen hoch, zerrte das MG auf die Schulter und rannte los. Das Feuer der Engländer konzentrierte sich ausschließlich auf die stürmende Gruppe. Wenn sie ihn entdeckt hatten, mußte er schon drüben sein.

Der Feind tat ihm den Gefallen nicht. Hart rechts von Maschke zerfetzte eine MG-Garbe die Erde. Instinktiv wichen

zur Seite aus, stolperte unter der Last des MG, sprang wieder nach rechts. Erneut schlug eine Geschoßserie neben ihm in die Erde. Maschke keuchte vorwärts und rannte auf das erste Haus zu, dessen klaffendes Mauerloch die verheerende Wirkung der schweren Schiffsgranaten erkennen ließ. Die Tür war aus den Angeln gehoben und lag zerschmettert auf der Straße.

Die Gruppe mußte das Haus schon erreicht haben. Undeutlich erkannte Maschke einige Gestalten, die im Schutz des geborstenen Mauerwerks vorsichtig auf die See hinauspähten. Und wenn es nun nicht die Kameraden waren?

Maschke ärgerte sich, daß er nicht besser aufgepaßt und die Gruppe aus den Augen verloren hatte. Aber wer konnte in diesem Durcheinander schon alles sehen?

Entweder so oder so! Alles oder nichts! dachte Maschke. Mit dem Mut der Verzweiflung wagte er die letzten Sprünge, bis er das Mauerwerk erreicht hatte.

Das Wunder war geschehen, und alle waren heil hinübergekommen. Maschke brachte sofort das MG in Stellung. Lautlos schob sich der Gefreite Weber an seine Seite. Unteroffizier Hegenau befand sich hinter den beiden und suchte durch eine Maueröffnung mit seinem Glas das rückwärtige Gebiet ab, gab es dann aber auf, weil er im Dunst der schwelenden Häuser so gut wie gar nichts entdecken konnte. Zwei Grenadiere schoben sich vorsichtig bis zur rückwärtigen Wand des Hauses vor. Obergefreiter Hannekamp folgte ihnen mit der schweren Last des Sprengstoffbehälters, mit dem er und Huber einen Teil des Elektrizitätswerkes in die Luft jagen sollten.

Hannekamp geriet ins Schwitzen. Kleine Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Suchend sah er sich nach seinen Kameraden um.

»Verdammmt!« stieß er plötzlich hervor. »Wo ist denn der Huber? Habt ihr Huber nicht gesehen?«

Alle sahen sich ratlos an. Keiner wußte, wo Huber

abgeblieben war. In die allgemeine Ratlosigkeit hinein peitschten plötzlich die Schüsse eines feindlichen Maschinengewehrs. Querschläger heulten von den Wänden zurück, Staub rieselte aus den Fugen des geborstenen Mauerwerks.

Die Soldaten preßten die Köpfe fest auf den Boden und warteten. Drei, vier Minuten vergingen, sie erschienen den Männern wie eine Ewigkeit.

Maschke hörte das Herz bis hinauf zum Hals schlagen. Das Maschinengewehrfeuer ebbte ab, und eine unheimliche Stille überfiel das halbzerstörte Haus.

Plötzlich hielten alle den Atem an. War da nicht etwas? Da – wieder! Jetzt konnte man es ganz deutlich vernehmen, wie Fußtritte über den Schutt des zusammengebrochenen Mauerwerks tasteten. Vorsichtig schob Maschke den Lauf seines MG gegen das gähnende Mauerloch.

Xaver Huber wäre ein Mann des Todes gewesen, hätte Maschke nicht im letzten Moment die Stimme seines Kameraden erkannt.

»Da legst di nieder«, meinte Huber freudestrahlend in seinem oberbayerischen Dialekt. Mit einem Satz war er hinter der Maueröffnung und lachte. Unter seinen Armen waren einige Flaschen zu sehen.

»Huber, du Wahnsinnsknabe!« brüllte Hannekamp den Pionier an. »Hast du denn völlig den Verstand verloren?«

Huber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Ein Blick auf die Flaschen machten ihn gesprächig. »Bier ist da drinnen!« strahlte er.

Hannekamp wollte nach der Flasche greifen. Da schlug eine Geschoßgarbe in die Decke, daß das Holz splitterte. Huber stolperte, verlor den Halt und stürzte mitsamt den Flaschen auf die steinernen Stufen, die in das zweite Stockwerk des Hauses führten. Klirrend zerbrachen die Flaschen auf der Treppe, ihr Inhalt ergoß sich über den steinigen Boden.

Maschke hatte das feindliche MG-Nest ausgemacht. Aufgeregzt deutete er auf einen braunen Schuppen, der etwa hundertundfünfzig Meter weiter auf einer leichten Anhöhe lag.

»Drüben, hinter den Steinbrocken! Jetzt wieder! Da – seht ihr das Mündungsfeuer?«

Die Männer folgten mit ihren Blicken dem Arm des Schützen und entdeckten sofort die Stellung des feindlichen Maschinengewehrs. Soeben blitzte es wieder aus dem kleinen Fenster des Schuppens auf.

»Los!« brüllte Unteroffizier Hegenau. »Wir müssen versuchen, von hinten heranzukommen. Drei Mann nach links über die Böschung. Die anderen mir nach, nach rechts. Maschke gibt uns Feuerschutz. Sobald er schießt, springen wir los. Ist das klar?«

Der Berliner verstand sofort. Er schob das MG weiter durch den Fensterspalt und wartete. Hegenaus Gruppe teilte sich in der befohlenen Form und schob sich rechts und links des Hauses entlang der Böschung vor. Maschke sah ihnen nach und wartete noch einen Augenblick, um den Kameraden Gelegenheit zu einer kurzen Verschnaufpause zu geben. Dann zog er den Abzug. Peitschend jagten die Schüsse gegen den Schuppen. Weber schob einen neuen Gurt ein, und wieder hielt Maschke auf das schmale Fenster des Schuppens. Die Schüsse lagen im Ziel, und das Feuer auf der anderen Seite verstummte. Offenbar schien der Gegner einen Stellungswechsel vorzubereiten. Maschke feuerte immer noch.

»Halt, halt, Otto!« schrie Weber plötzlich aufgeregzt dazwischen. Der Gefreite zeigte auf einen Haufen feldgrauer Gestalten, die sich bereits in den Windschatten des Hauses vorgearbeitet hatten. Sofort ließ Maschke den Abzugsbügel zurückschnappen. Das MG schwieg.

Ein ohrenbetäubender Krach unterbrach selbst die Einschläge der weiter stadteinwärts detonierenden Schiffsgranaten. Ein gelbroter Feuerball platzte aus dem

Fenster des Schuppens, verdichtete sich zu einer lodernden Flamme. Im Nu stand der Schuppen wie eine brennende Fackel auf dem Abhang. Im Innern des hölzernen Verschlages knatterte und knallte es. Das Feuer hatte anscheinend die Munitionsvorräte des Gegners erwischt.

Otto Maschke packte sein MG, warf sich ein paar Gurte um den Hals und zog Weber am Ärmel.

»Geballte Ladung!« keuchte er. »Da drinnen muß es furchtbar aussehen.«

Sie rannten die Böschung entlang, setzten mit einem Sprung über die Straße und erreichten das kleine Haus, von dem der Schuppen aus einer Entfernung von kaum zehn Metern genau einzusehen war.

Drinnen standen alle beisammen. Alles war still, nur Xaver Huber fluchte vor sich hin.

Ein Splitter hatte Hubers Handrücken aufgerissen. Die Wunde blutete stark; die Blutung kam aber bald zum Stillstand.

Hegenau griff nach seinem Karabiner. »Los, wir müssen weiter!«

Vor der brennenden Scheune traf die Gruppe auf Hannekamp, der sich bereits weiter vorgewagt hatte. Seine Erkundungen sollten sich als äußerst wertvoll erweisen.

»Was ist los, Hannekamp?«

Der Obergefreite deutete auf die Anhöhe hinauf. »Da müssen wir hoch. Ich hab's gesehen. Es gibt einen Weg da oben, der muß direkt zum Elektrizitätswerk führen. Ich glaube, von da kommen wir am besten ran.«

»Gut!« Unteroffizier Hegenau war der gleichen Ansicht. »Wir arbeiten uns sprungweise vor.«

Soweit war alles geschafft. Aber noch stand ihnen die schwerste Aufgabe, die Sprengung des Elektrizitätswerkes von Longyearbien, bevor.

Weit aus dem Hinterland tackte ein MG. Die Schiffssartillerie schoß weiter. Über der Stadt breitete sich das Feuer aus.

\*

Mit stoßendem Atem, die schweißnassen Haare wirr durcheinander im Gesicht, abgespannt und erschöpft, erreichte Leutnant Talvik die Talsole vor der Einöde des ansteigenden Gebirges. Sein Blick fiel auf seine Armbanduhr.

Erst fünf Uhr, dachte Talvik mit dumpfer Resignation. Nur gut, daß Ruud seit einigen Minuten besinnungslos dalag. Er stöhnte nicht mehr, nur ab und zu entfuhr ein leiser Laut den blutleeren Lippen des schwer verwundeten Feldwebels.

Talvik sah den Berg hinauf. Nirgends war eine Spur von den Soldaten seines Beobachtungsstandes zu entdecken. Sie waren nach Barentsburg oder hinauf in die Einöde der Berge. Der junge Leutnant beugte sich über seinen Kameraden, löste für Sekunden die Abschnürung am Bein, um es dann wieder abzubinden. Der Blutverlust des Feldwebels war enorm. Wenn Talvik nicht bald Hilfe bekam, waren die Strapazen und verzweifelten Anstrengungen umsonst gewesen.

Talvik wußte, daß er nach drei Kilometern auf die Stellung der norwegischen Küstenbatterie stoßen mußte. Wo nur der Weg war? Er mußte sich ganz in der Nähe befinden. Vielleicht dort hinter dem Uferfelsen! Talvik war kaum noch in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Anstrengungen der letzten halben Stunde hatten ihn völlig fertiggemacht.

Verzweifelt hastete er weiter, die Last des schwer verwundeten Kameraden auf dem Rücken. Arne Talvik wußte nicht, wie weit er schon gelaufen war, als er plötzlich innehielt und Ruud langsam von seiner Schulter gleiten ließ. Seinen Augen bot sich ein Bild der Zerstörung und des Grauens.

Die Stellung der Küstenbatterie war dem Erdboden gleichgemacht. Aus den Trümmern der zusammengeschossenen Brüstungen stachen die geborstenen Rohre der beiden Vier-Zentimeter-Geschütze und der Feldhaubitze in den hereinbrechenden Morgen. Talvik sah sich um und schaute in

die starren, entsetzlich verstümmelten Gesichter der toten Kanoniere. Eine gespenstische Stille breitete sich über der verfallenen Stellung aus.

Talvik nahm die Verbandspäckchen der Toten, um Ruud einen ordnungsgemäßen Verband anzulegen.

Er gönnte sich nur noch ein paar Minuten, um sich auszuruhen, dann setzte er seinen Weg fort. Die Ruhe hatte ihm gutgetan. Er schritt schneller aus. Immer näher kam der Steilhang, der links hinter einer Biegung des Pfades in den Grönfjord abfiel.

Über dem Wasser zog die Dämmerung des neuen Tages herauf. Langsam tauchten die Umrisse von Barentsburg auf. Talvik entdeckte die Zerstörer, die in diesem Augenblick dicht am Ufer beiderseits der Stadt lagen. Feuerblitze zuckten auf, ein dumpfes Grollen durchzog die Luft. Immer lauter wurden die Einschläge der schweren Granaten.

Nach einer guten halben Stunde sah Talvik die ersten Häuser der Stadt vor sich liegen. Er setzte den Schwerverwundeten für einen Augenblick ab. Da kam Ruud wieder zu Bewußtsein. Er stöhnte leise auf. Seine Blicke waren flehend auf den jungen Offizier gerichtet.

»Ich kann nicht mehr, lassen Sie mich liegen!«

»Nein!« Talviks Stimme klang scharf und energisch. »Wir haben es bald geschafft. Noch ein paar Meter!«

Ruud stöhnte. »Ich habe Durst!«

»Geduld, Kamerad!« versuchte Talvik ihn zu trösten. »Wir sind gleich da.«

In Barentsburg war es stiller geworden. Der Gefechtslärm ebbte immer mehr ab.

Ein sicheres Zeichen dafür, daß der Widerstand allmählich erlahmt, wenn er nicht schon ganz erloschen ist, ging es Talvik durch den Kopf.

Seine Augen suchten in stummer Angst die Dächer der kleinen Stadt ab. Dichte Rauchschwaden wälzten sich durch

die Straßen bis hinauf ins Gebirge. Das Elektrizitäts- und Transformatorenwerk brannte wie eine lodernde Fackel. In den Behältern des Wasservorrats gähnten tiefschwarze Löcher, die Antennenmasten der Radiostation hingen wie gebrochene Latten in den Spanndrähten am Boden. Überall brannte und rauchte es.

Eine ohrenbetäubende Detonation ließ in diesem Augenblick die Erde erzittern. Talvik ging vor Schreck und Entsetzen in die Knie. Am Hafen schoß ein riesiger Feuerpilz in die Luft. Er zischte aus dem Ölbehälter. Feuerrote Zungen quollen aus dem dichten Rauch, der sich tintenschwarz über die Stadt legte.

Talvik blieb keine andere Wahl. Wenn er Ruud retten wollte, mußte er hinein in die brennende Stadt. Nur in Barentsburg konnte er Hilfe erwarten. Also weiter!

Am Ortseingang stieß er auf die ersten Bewohner. Männer, Frauen und Kinder flohen in panischem Entsetzen. Schreie, verzweifelte Angst, entsetzte Gesichter. Talvik hastete vorüber. Soldaten rannten ihm entgegen, einige trugen noch ihre Gewehre, die meisten aber hatten sich schon ihrer Waffen entledigt, um schneller ins Gebirge fliehen zu können.

»Zurück, Herr Leutnant!« Ein Unteroffizier schrie es Talvik entgegen und hastete weiter.

»Die Deutschen! Sie sind schon in der Stadt!«

Eine Gruppe Uniformierter näherte sich dem jungen Offizier. Zu viert trugen sie einen Verwundeten aus der Stadt.

»Wo ist der Arzt?« brüllte Talvik die Männer an. Einer der Norweger wies mit der rechten Hand in die brennende Stadt.

»Kommandantur!«

Talvik hetzte weiter, über rauchende Trümmer und herabgestürzte Balken drang er in die Stadt ein. Von irgendwoher war noch das schwache Ticken eines MG zu vernehmen.

»Wohin?«

Eine Stimme ließ Talvik plötzlich aufhorchen. Er blieb

unschlüssig stehen und sah in das Gesicht eines ihm bekannten Offiziers.

»Wir kennen uns doch?«

Talvik nickte schwach. Er fand nicht mehr die Kraft zu einer Antwort. Langsam sah er nach hinten, wo der bewußtlose Ruud lag.

Der Oberleutnant, Chef der Küstenbatterie von Kap Heer, nickte.

»Ich helfe Ihnen.«

Zu zweit schleppten sie den Feldwebel weiter, hoben ihn über die mit Granattrichern übersäte Straße, über Balken und rauchende Trümmer. Beißender Rauch stieg ihnen in die Augen und nahm ihnen die Sicht.

»Es hat keinen Sinn!« Der Oberleutnant erkannte das Aussichtslose der Situation und traf Anstalten, den schwer verwundeten Ruud langsam zur Erde gleiten zu lassen. Aber Talvik riß ihn mit sich.

»Wir müssen ihn durchbringen!«

Endlich hatten sie die Kommandantur erreicht. Die Schreie der Sterbenden und Verwundeten hallten ihnen entgegen. Auf den Treppenstufen saßen ein paar Soldaten, apathisch, mit blutverschmierten Verbänden an den Köpfen. Und immer neue Verwundete wurden herangetragen. Talvik sah, wie ein junger Soldat eine Rote-Kreuz-Flagge an dem geborstenen Fensterkreuz zu befestigen versuchte.

Da drangen ihm die Schreie der Fliehenden entgegen.

»Die Deutschen kommen!«

Offiziere und Mannschaften fuhren erschrocken herum, sahen sich mit jähem Entsetzen an und sprangen nach draußen. Innerhalb weniger Minuten war der ganze Vorplatz der Kommandantur wie leergefegt.

Talvik und der Chef der Küstenbatterie setzten den verwundeten Ruud ab. Ein entsetzlicher Gestank schlug ihnen aus dem Inneren des Sanitätsraumes entgegen. Talvik drehte

sich um und sah den Batteriechef fragend an.

»Das wäre geschafft!« meinte der Oberleutnant unschlüssig.  
»Sie müssen verstehen, Talvik, daß ich mich jetzt absetze. Ich ergebe mich nicht, nein, niemals! Kommen Sie mit, Talvik!« beschwore er den jungen Leutnant.

Doch Talvik winkte müde ab. Ruud im Stich lassen? Seinen besten Kameraden? Bis hierher hatte er ihn geschleppt, jetzt wollte er bei ihm bleiben. Mochten die Deutschen doch kommen. Er fürchtete sich nicht.

Talvik war mit dem Verwundeten allein. Es dauerte geraume Zeit, bis ein Mann im weißen Kittel erschien und sich über den Schwerverletzten beugte.

»Kommen Sie, fassen Sie mit an!« forderte der Arzt ihn auf.  
»Wir tragen ihn ins Haus.«

Sie kamen in den Sanitätsraum. Überall lagen die Verwundeten, ein Stöhnen und Jammern durchzog den kleinen Raum. Zwei Soldaten mühten sich um die Verletzten. Sie packten sofort zu, als Talvik und der Arzt den Raum betraten. Ruud stöhnte leise auf. Der Arztbettete den Feldwebel auf einen notdürftig mit Kissen und Decken hergerichteten Tisch. Dann schob er Talvik zur Seite.

»Sie können hier nichts mehr helfen. Gehen Sie nach hinten, lassen Sie sich eine Tasse Kaffee geben, und dann fliehen Sie!« beschwore ihn der Arzt, »sehen Sie denn nicht, was hier los ist?«

Talvik erhob sich schwerfällig. Seine Gedanken wollten ihm nicht mehr gehorchen. Wie im Unterbewußtsein griff er nach seiner blut- und schweißverklebten Feldmütze, schob sie auf den Kopf und wandte sich langsam dem Ausgang zu.

Noch in der Tür wurde er von einem jungen Offizier abgefangen. Talvik erkannte in ihm den Adjutanten des norwegischen Kommandanten.

»Mensch, Talvik«, schrie der Offizier vor Überraschung.  
»Da sind Sie ja! Wir haben schon gehört, daß Sie da sind. Der

Major erwartet Sie. Kommen Sie!«

Talvik folgte seinem Kameraden durch das halbverfallene Haus. Der Norweger führte ihn durch verschiedene Räume. Sie erreichten den Flur, stiegen eine dunkle Kellertreppe hinab und blieben vor einem Mauerloch stehen.

»Da hinein!« Der Offizier wies Talvik den Weg. Schummriges Kerzenlicht schlug den beiden Offizieren entgegen. Im dämmrigen Schein erkannte Talvik den Kopf des Kommandanten. Er saß über den Schreibtisch gebeugt und zog eine Lade nach der anderen aus den Seitenfächern. Von der Ankunft der beiden jungen Offiziere schien der ergraute Major kaum Notiz zu nehmen. Er sah sie kurz an, dann griff er wieder in die Karteikästen und verbrannte eine Karte nach der anderen. Neben ihm in einem alten Ofen loderten die Flammen auf.

Talvik meldete. Gespenstisch flackerte das Licht und warf die Schatten der drei Menschen an die getünchten Kellerwände. Der Major unterbrach ihn mit keinem Wort. Er war noch immer mit seiner Kartei beschäftigt. Eine Karte nach der anderen flog in den Ofen.

Dann erhob sich der Major langsam, strich sich mit einer müden Bewegung über die Stirn und kam auf Talvik zu. Dieser ergriff die dargebotene Hand. Es war ein Händedruck, in dem sich die ganze Verzweiflung und Resignation des alten Offiziers ausdrückte.

»Danke, Talvik!« murmelte der Alte.

Da flog die Tür auf, schlug krachend gegen die Kellerwand. Der Major, Talvik und der dritte Offizier blickten bestürzt auf den Kellereingang. Im Türrahmen stand ein untersetzter Mann in feldgrauer Uniform, die Maschinenpistole fest in die Hüfte gezogen.

»Hände hoch!«

\*

Die Gruppe des Unteroffiziers Hegenau hatte das auf halber Höhe stehende Haus erreicht, die letzte Station auf dem Weg zum Elektrizitätswerk von Longyearbien. Hegenau hatte die Männer um sich versammelt und gab letzte Anweisungen.

Die Lage war klar: Sie mußten versuchen, in das Haus einzudringen, von dort aus nach vorn hin zu sichern und handstreichartig auf das Gelände des Elektrizitätswerkes vorzudringen. Das Gelingen des Unternehmens hing maßgeblich davon ab, wie weit der Feuerschutz des einen Maschinengewehrs ausreichte, um die Männer sicher nach drüben zu bringen. Viel Zeit verlieren konnte man nicht mehr. Die Frage war nur: Wie sollte man in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die schweren Sprengladungen nach oben schaffen?

Hegenau sah sich noch einmal kurz um, dann dirigierte er vier Mann seiner Gruppe links hinter das Gebäude. Maschke und Weber drangen in das Haus ein.

Hannekamp und Huber schoben sich im Schutz der Böschung langsam nach oben. Deutlich erkannten sie die Umrisse des Elektrizitätswerkes, das in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern vor ihnen lag – ein schwerer, grauer Koloß, hinter dessen steinernen Mauern sich nichts regte.

»Verdammtes Ding!« knurrte Hannekamp Huber zu.

»Los!« kommandierte Maschke, »Gurt rein!«

Weber tat es, Maschke lud durch und hämmerte den ersten Feuerstoß auf den steinernen Kasten.

Gespannt verfolgten sie die Wirkung der Schüsse. Doch da sahen sie, wie ein paar dunkle Gestalten hinter einem Zaun hervorsprangen und sich an dem Zufahrtsweg zum E-Werk zu schaffen machten.

Maschke zog das Maschinengewehr nach unten. Der erste Mann tauchte im Fadenkreuz af.

Der Abzug klickte leise. Nichts geschah! Maschke riß den

Gurt zurück, zog erneut den Abzug. Das MG rührte sich nicht.  
Ladehemmung!

Wütend schlug Maschke mit der Faust auf das Schloß. Weber zerrte hilflos am Gurt. Er sah, wie drüben schon die Kameraden losliefen und die Anhöhe hinaufstürmten.

Verdammter Mist! Maschke war in Schweiß gebadet. Auch das noch! Daß das passieren mußte! Ausgerechnet jetzt!

Das Zündhütchen war angeschlagen, die Patrone klemmte im Lauf. Maschke versuchte, mit der Spitze des Seitengewehrs die Patrone herauszubekommen.

Da blubberte es heran.

Granatwerfer!

»Aufpassen!« schrie Maschke. »Volle Deckung!«

Die Grenadiere draußen schienen die Gefahr noch gar nicht erkannt zu haben und stürmten weiter.

Staubfontänen spritzten hoch. Die Einschläge lagen verdammt nahe. Auf einmal war Maschke die Sicht genommen. Wieder drang das dumpfe Blubbern an sein Ohr. Sekunden vergingen. Dann zerbarst der Dachstuhl unter den Treffern einer vollen Salve. Holz und Putz fielen von der Decke und begruben die beiden Landser unter einer dichten Staubwolke. Langsam legte sich der Qualm. Besorgt sah sich Maschke nach seinem Kameraden um.

»Is wat, Weber?«

»Alles in Ordnung, Otto!« Weber griff zum MG, und Maschke zog an der Patrone, die sich plötzlich wie von selbst löste. Dann schob er den Lauf durch die Maueröffnung und krümmte den Zeigefinger der rechten Hand. Prasselnd zischten die Garben hinaus. Die beiden hinter der schützenden Wand des Hauses konnten beobachten, wie jetzt auch die Männer der Gruppe Hegenau aufsprangen und auf das E-Werk zustürmten. Nur ein paar Meter noch, dann hatten sie es geschafft.

Hegenau und seine Leute warfen sich dem Zaun entgegen, der das graue Gebäude umgab. Weiter, weiter! Solange das

eigene MG noch hämmerte, gab es keine Verschnaufpause.

Hannekamp stemmte sich in die Höhe. Seine Augen suchten die Holzsperre am Ende des Zaunes, während er nach einer Handgranate tastete.

Die Handgranate wirbelte durch die Luft. Hannekamp sah noch, wie sie im Geäst der Sperre hängenblieb und dann mit einem lauten Knall explodierte. Sie hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein großes Loch klaffte in der Sperre und gab den Weg auf das E-Werk frei.

»Auf, vorwärts!« schrie Hannekamp und rannte los. Noch hundert Meter, dann würden sie den Eingang des E-Werkes erreicht haben. Immer noch hämmerte das MG. Maschkes Schüsse lagen gut. Männer in khakifarbenen Uniformen sprangen aus dem Haus und suchten seitwärts Deckung. Einige versuchten, im Sprung das naheliegende Tal hinter der Anhöhe zu erreichen.

»Das E-Werk!« schrie Hannekamp und sprang in die Richtung.

Blitzschnell erkannte Unteroffizier Hegenau die gefährliche Situation. »Halt, zurück!« schrie er seinen Leuten zu. »Wir laufen in eine Falle.«

Da ploppte es auch schon wieder aus den Granatwerfern des Gegners.

»Volle Deckung!«

Von der Anhöhe vor der Talsenke peitschten die Schüsse eines MG über die deckungslose Anhöhe. Ein Irrsinn, hier weiterlaufen zu wollen. Doch Hannekamp war bereits unterwegs. Die Schreie der Kameraden holten ihn nicht zurück. Völlig deckungslos lief er weiter auf das Haus zu, den Schüssen des Gegners preisgegeben.

»Volle Deckung!« schrie Unteroffizier Hegenau abermals. Alles warf sich hin und drückte das Gesicht gegen die steinige Erde. Nur Huber stand noch aufrecht da, die Sprengladung unter den gesunden Arm geklemmt. Mit weit aufgerissenen

Augen sah er dem davonstürmenden Kameraden nach. Da – ein Schrei des Entsetzens wollte seinen Lippen entfahren. Hannekamp sank in die Knie, strauchelte, schlug hin.

Ungeachtet des gegnerischen Feuers lief Huber los. Links und rechts von ihm schlugen die Garben des feindlichen MG ein. »Zurück, Huber!«

Die Stimme des Unteroffiziers ging im Peitschen der immer dichter liegenden Schüsse unter. Huber rannte weiter, auf Hannekamp zu. Voller Entsetzen starzte er auf den am Boden liegenden Kameraden.

Huber verschlug es die Sprache. Er hatte einen Toten erwartet und sah nun in das Gesicht seines Kameraden, das zu einem schwachen Grinsen verzerrt war.

Eine MG-Garbe schlug vor den Männern in die Erde. Der Dreck spritzte auf.

Huber schob den verwundeten Arm über ein Büschel Gras und spähte angestrengt auf das E-Werk.

Maschke hatte das Feuer eingestellt und war den anderen nachgeeilt. Es wurde auch höchste Zeit. Unter den Treffern der Granatwerfer brannte das ganze Haus lichterloh. »Los, Weber, sieh zu, daß du Land gewinnst!« schrie er. Beide rannten den Hang hinauf, warfen sich hin, sprangen wieder auf und erreichten mit fliegendem Atem die Gruppe des Unteroffiziers Hegenau. Dann standen sie an der Sperre. Von links strich ein MG über das deckungslose Feld.

»Unteroffizier!« brüllte Maschke durch den Lärm. »Wir müssen weiter! Wir liegen hier ja wie auf dem Präsentierteller!«

Hegenau erkannte den Ernst der Lage ebenfalls. Er nickte seinem Schützen zu und gab den Befehl, sich langsam auf das E-Werk vorzuarbeiten.

Die Männer folgten ihm. Sie schafften es. Hannekamp empfing sie aufgeregt.

»Drüben, schräg hinter dem E-Werk, liegen die Tommys mit

Granatwerfern. Drüben am Eingang, sehen Sie, Unteroffizier?«

Ohne einen Befehl abzuwarten, verteilten sich die Soldaten der Gruppe Hegenau nach rechts und links. Jeder wußte, daß ihnen keine andere Wahl blieb, die Tommies zu überlisten.

Die Grenadiere hasteten aus ihrer Stellung, liefen über das freie, steinige Feld, erreichten die Mulde, die ihnen für einen Augenblick Deckung bot, und dann standen sie plötzlich an dem grün gestrichenen Gartenzaun. Adomeit und Pfleiderle zögerten nicht länger. Sie sprangen über die Latten und liefen gerade auf das E-Werk zu. Der Feind sah das Feuer von Maschke und seinen Leuten und richtete das MG auf die stürmende Gruppe. Zu spät! Sofort zog Maschke nach und jagte einen Feuerstoß auf das Fenster des Gebäudes, in dem er das feindliche MG-Nest ausgemacht hatte.

Pfleiderer und Adomeit hatten bereits das Haus erreicht. Mit den Kolben ihrer Karabiner schlugen sie auf die Tür ein. Hannekamp und Huber sprangen hinzu. Die Tür fiel krachend aus den Angeln.

Hegenau stürzte als erster in das Gebäude. Die Überraschung war gelungen. Ein britischer Sergeant kam ihm mit erhobenen Händen entgegen. Vier Soldaten standen hinter ihm. Sie machten keine Anstalten eines Widerstandes und ließen sich gefangennehmen.

Sofort durchsuchten Hegenau und seine Männer das Haus. Nichts mehr war zu entdecken. Die fünf Soldaten hatten das E-Werk offenbar allein verteidigt. Jetzt, da der Widerstand sinnlos geworden war, hatten sie sich ergeben. Der Granatwerfer lag gesprengt auf dem Balkon des Hauses.

\*

Dichte Rauchwolken standen über Barentsburg. Der Wind trieb sie langsam vom Land über die See. Admiral Kummetz stand auf der Brücke der »Tirpitz«. Er hatte Mühe, mit dem Glas

durch die dunstigen Schwaden zu blicken und das Geschehen an Land zu beobachten.

Die Uhren zeigten bereits die sechste Morgenstunde an.

Um die »Tirpitz« herum war es ruhig geworden. Bereits seit einer Stunde schwiegen die Geschütze des Schlachtschiffes. Alles war überraschend schnell vor sich gegangen. Die 38-cm-Geschütze hatten nicht einmal mehr einzugreifen brauchen.

Nach wie vor fuhren die drei Begleitzerstörer um das Schlachtschiff. Ihre Ausgucks suchten unablässig den Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab. Aber nicht eine einzige Maschine hatte sich bisher sehen lassen. Auch von den U-Booten, die die Engländer schon seit Monaten ausschließlich gegen die »Tirpitz« eingesetzt hatten, um das am meisten gefürchtete Schiff der deutschen Kriegsmarine endlich aufzuspüren, war keines gesichtet worden. Admiral Kummetz trat einen Schritt zurück. Neben ihm stand der Kommandant des Schiffes.

»Ich glaube, Herr Admiral, der Kampf um Barentsburg geht zu Ende«, meinte Kapitän Meyer. »Ich bekomme soeben die Meldung, daß der norwegische Kommandant von Barentsburg gefangengenommen ist.«

Kummetz nickte. Er deutete mit der rechten Hand hinüber auf das Ufer, wo immer noch Feuer- und Rauchpilze in den Himmel quollen.

»Die Öltanks!« erläuterte Kapitän Reinecke.

Der Admiral wußte es bereits, weil er sich laufend über jede Einzelheit des Unternehmens berichten ließ. Die Öltanks bildeten überhaupt einen wesentlichen Faktor in den Angriffsplänen der Deutschen. Mit der Zerstörung dieser Tanks fiel Barentsburg auf Monate hinaus als Stützpunkt der alliierten Kriegsschiffe im Eismeer aus. Das zwang die Alliierten, den Schutz ihrer Geleitzüge zu reduzieren und gab den deutschen U-Booten und Fernkampfflugzeugen Gelegenheit, ihre Angriffe gegen britische und amerikanische Versorgungs-

schiffe zu verstärken.

»Damit wäre unsere Aufgabe ja wohl erfüllt«, meinte Admiral Kummetz.

»Jawohl, Herr Admiral«, pflichtete ihm Meyer bei. »Radio- und Wetterstation sind ebenfalls zerstört, Versorgungswerke und Munitionslager gesprengt. Die Norweger haben aufgegeben!«

»Danke«, antwortete der Befehlshaber knapp und hob die Hand an die Mütze. »Reinecke, lassen Sie das Unternehmen in Barentsburg abblasen. Heerestruppen zurück auf die Schiffe!«

Reinecke grüßte und verließ die Brücke, um seine Befehle an die drei Zerstörer von Barentsburg zu geben. Als der Kapitän den Funkraum betrat, meldete der dienstuende Offizier:

»Britische Funkstelle in Reykjavik ruft ununterbrochen die eigene Station auf Spitzbergen.«

»Na und?«

Reinecke sah den Oberleutnant fragend an.

»Keine Einzelheiten, Herr Kapitän. Reykjavik ruft ständig: ›Kap Linne, warum melden Sie sich nicht? – Kap Linne, was ist los?‹«

»Meldet sich denn noch irgendeine Stelle auf Spitzbergen?« wollte Reinecke wissen.

»Nein!« antwortete der Funkoffizier. »Spitzbergen gibt keine Antwort mehr. Meines Wissens gibt es keinen Sender, der uns eventuell unbekannt geblieben wäre.«

»Danke!« Reinecke nickte zustimmend. »Jedenfalls wissen wir jetzt, woran wir sind. Der Engländer wird inzwischen herausgefunden haben, was hier vorgefallen ist. Melden Sie sofort die Lage an den Befehlshaber.«

»Jawohl, Herr Kapitän!«

Reinecke ging weiter, suchte einen Flaggoffizier auf und ließ sich von ihm die letzten Meldungen der drei Zerstörer vorlegen. Er überflog kurz die Notizen und wandte sich dann dem Offizier wieder zu.

»Lassen Sie die Aktion in Barentsburg sofort abbrechen. Alle Mann zurück an Bord!«

Wenige Minuten später schrillten im Hafen von Barentsburg die Sirenen der drei Zerstörer auf. Das war das Zeichen für die kämpfende Truppe an Land, sofort umzukehren und die bereitstehenden Schiffe aufzusuchen.

Die drei Schiffe schoben sich noch dichter an die Landungsbrücke heran und stoppten. Dann fierten Matrosen die Boote aus und ließen lange Strickleitern hinab. Alles geschah genau nach Plan. Während drei Marinetrupps die Landungspier besetzten und die Anlegestellen sicherten, suchte eine andere Einheit noch einmal das Ufergelände nach Versprengten und Verwundeten ab.

Der Befehl lautete: »Zuerst die verwundeten deutschen, dann die norwegischen und britischen Soldaten einschiffen und so schnell wie möglich auf die Zerstörer bringen!«

Eine Pinasse der »Tirpitz« brummte der Pier entgegen. Ein Marineoberarzt sprang an Land, um sich an Ort und Stelle um die Schwerverletzten kümmern zu können. Da trugen die Gefangenen auch schon ihre ersten Verwundeten heran. Sie wurden von zwei Zivilärzten begleitet, die sich bisher um die Verletzten bemüht hatten. In Zeltplanen und Hängematten schaffte man die Verwundeten auf die Schiffe.

\*

Ruud, der Funkfeldwebel von Kap Heer, erwachte aus seiner Ohnmacht wie aus einem langen Traum. Langsam öffnete er die Augen und sah mit unsicheren Blicken in die Runde. Leutnant Talvik war bei ihm. Das flößte ihm Ruhe und Zuversicht ein, und in dem beruhigenden Gefühl von Geborgenheit fiel er gleich darauf wieder in tiefen Schlaf.

Talvik saß apathisch auf dem Rand des Feldbettes, auf das man seinen Kameraden gelegt hatte. Er stützte den Kopf in die

Hände und sah teilnahmslos vor sich hin. Was um ihn herum geschah, nahm er nur noch im Unterbewußtsein auf.

Er blickte erst wieder auf, als ein deutscher Oberarzt an das Bett trat und sich über den Verletzten beugte. Talvik verstand nicht, was der Arzt den beiden Sanitätsdienstgraden zufiel. Behutsam setzte er die Spritze an. Dann nahmen die beiden Sanitäter den verletzten Ruud und legten ihn in eine Hängematte. Talvik wischte nicht von seiner Seite.

»Darf ich bei ihm bleiben?«

Der Arzt nickte. Er nahm es in Kauf, später zur Rede gestellt zu werden, weil er gegen den ausdrücklichen Befehl des Kommandanten gehandelt hatte.

Ruud schlug die Augen auf.

»Wasser!« lallte er. Einer der Matrosen reichte ihm die Feldflasche hinüber. Talvik griff zu und setzte sie Ruud an die Lippen. Dieser trank in gierigen Zügen. Da erst wurde Talvik bewußt, daß er selbst seit einigen Stunden nichts mehr getrunken hatte. Wie gern hätte er jetzt selbst einen Schluck genommen.

Endlich konnte die kleine Pinasse das Hafenbecken verlassen. Wie eine Nußschale tanzte sie auf dem Wasser des Fjords. Die Dünung war ziemlich stark, Wasser schlug über die Bordwand und drückte das Boot tiefer in die See.

Die Verwundeten stöhnten auf, hielten sich krampfhaft an den Tauen fest oder klammerten sich in verzweifelter Angst an den Kameraden, der neben ihnen lag. Leutnant Talvik hielt beide Hände schützend um Ruud, der unter der Wirkung der Spritze schlief.

Nach mühevollen Manövern erreichte die Pinasse schließlich die »Tirpitz«. Der Wellengang hatte weiter zugenommen. Das schwere Schiff schwankte auf und ab. Der Matrosengefreite, der das Ruder der Pinasse führte, blickte verzweifelt hoch. So war es nicht zu schaffen. Wenn der stählerne Leib des 41.700

Tonnen schweren Schlachtschiffes mit der Pinasse zusammenprallte, war es um sie geschehen. Das Boot würde wie eine Streichholzschatzschachtel zerbersten.

Oben an der Reling des Schlachtschiffes standen die Matrosen, unschlüssig und unruhig. Aufgeregt schrien sie nach unten, gaben Zeichen und dirigierten das Boot längsseits. Dann ließen sie Hängematten an schweren Tauen herab. Unten wurden die Verwundeten hineingelegt, vorsichtig und behutsam. Dann strafften sich die Tauen, und die Verwundeten wurden in den Hängematten nach oben gehievt.

Leutnant Talvik war noch an Bord des Bootes, als der letzte Verwundete über der Bordwand der »Tirpitz« verschwand. Jetzt war er an der Reihe. Der Marineoberarzt wies ihn an, weiter nach vorn auf den Bug der Pinasse zu kommen. Das Boot senkte sich in der schweren Dünung auf und ab und stand höchstens noch einen Meter vor der riesigen Schiffswand der »Tirpitz«. Eine Strickleiter schlug ihm entgegen. Talvik versuchte, danach zu greifen. Hinter ihm brüllte der Arzt.

»Los!«

Talvik sprang, griff ins Leere, strauchelte, bekam schließlich doch noch mit einer Hand die Strickleiter zu fassen. Der Arzt war sofort hinzugesprungen und drückte den Körper des Norwegers gegen das schaukelnde Leiterband. Talvik fing sich wieder, klammerte sich an die Sprossen und zog sich Schritt für Schritt die Schiffswand hoch. Als er schließlich völlig erschöpft und ausgepumpt das Deck erreichte, spürte er nur noch, wie ein paar starke Arme nach ihm griffen und ihn nach vorn zogen. Dann verlor er das Bewußtsein.

Die Männer der Gruppe Hegenau hielten seit einer halben Stunde das Verwaltungsgebäude des Elektrizitätswerkes von Longyearbien besetzt. Aber alle Versuche, das Haus im Sprung zu verlassen, blieben im feindlichen MG-Feuer stecken. Sie kamen einfach nicht heraus. Wußte der Teufel, wie sich der Tommy hier noch halten konnte.

Otto Maschke hatte mit dem Spaten ein Loch in das Schieferdach des Hauses geschlagen und den Lauf des Maschinengewehrs durch die Öffnung geschoben. Zwar konnte er von hier aus das ganze Gelände des E-Werkes überblicken, aber es war ihm bisher nicht gelungen, einen einzigen Gegner zu entdecken. Sobald es irgendwo aufblitzte, schickte er einen Feuerstoß hinüber. Mehr konnte er im Augenblick nicht tun.

»Mensch, Maschke«, schrie plötzlich jemand an seiner Seite auf. Der Sanitätsgefreite Riedel stand mit feuerrotem Gesicht hinter ihm. »Ich glaube, du pennst am heilichen Tag. Siehste denn nicht, was hier gespielt wird?«

Der Berliner spähte angestrengt durch die schmale Dachöffnung. Da sah er, wie es drüben zu brennen begann. Von rechts her zischte das Feuer eines Flammenwerfers, fraß sich hinüber in die Umschaltkammern des E-Werkes, setzte es in Brand, und immer neue Feuerzungen schossen nach vorn.

»Los!«

Unteroffizier Hegenau gab sofort Befehl, das Haus zu verlassen und den letzten Widerstand des Feindes auf dem Gelände des E-Werkes zu brechen.

Die Grenadiere griffen zu den Karabinern, nahmen das Marschgepäck auf und folgten dem Obergefreiten Hannekamp, der bereits aus der Tür gesprungen war und mit schnellen Sätzen auf das Umspannwerk zuhielt. Noch im Laufen zog er die letzte Nebelhandgranate ab und warf sie vor die schmorenden Transformatoren. Die sechs Männer hinter ihm schrien sich die Kehlen heiser.

Maschke, unter dem Dach des Hauses, nahm die Finger nicht mehr vom Abzug. Die Geschoßgarben seines MG schlugen in die Bretterwände eines Gebäudes, das seitlich von den Transformatoren und Umschaltstationen stand. Holz splitterte, Querschläger pfiffen durch die Luft.

Aus! Vorbei!

Maschke fingerte nervös an seinem MG, schlug mit der

Faust auf das Schloß. Nichts passierte, bis Riedel die Ursache der Hemmung erkannte.

»Flasche!« kommentierte er mit einem Hinweis auf den Gurt, »der ist leer. Keine Patronen mehr!«

»Verdammst!« brüllte Maschke zurück. Er ließ das MG los und riß dem Sanitätsgefreiten das Gewehr aus der Hand. Dann polterte er die hölzerne Treppe hinunter. Riedel folgte ihm.

Maschke war schon draußen und hatte die Hälfte des Weges zu den übrigen Gebäuden des E-Werkes zurückgelegt, wo die sechs Männer der Gruppe Hegenau in Stellung gegangen waren. Da schlug ihnen von vorn heftiges Gewehrfeuer entgegen. Die Grenadiere zogen die Köpfe ein. Unteroffizier Hegenau schrie plötzlich auf.

Maschke robbte heran, schob sich neben den Unteroffizier und sah, wie sich der Stoff der Feldbluse über dem Oberarm des Unteroffiziers langsam rötete. Maschke riß das Tuch zurück, legte den Arm des Verwundeten frei. Da war auch Hannekamp schon bei ihnen. In seinen Händen hielt er zwei Verbandspäckchen.

Die Männer krochen und sprangen zurück. Hannekamp und Maschke, zerrten den verwundeten Unteroffizier hinter sich her. Mit letzter Kraft erreichten sie das Verwaltungsgebäude. Das Feuer der Briten verstummte wie auf einen Schlag.

Riedel war sofort bei Hegenau, hob ihn auf einen Stuhl und erneuerte den Verband. Maschke hielt den Kopf von Hegenau.

»Du, Maschke« – Hegenau verzog das schmerzverzerrte Gesicht –, »übernimm du das Kommando.«

Maschke nickte wortlos und legte die Hand auf die Schulter seines Kameraden. Dann ging er langsam auf das Fenster zu.

Da sah Maschke, wie drüben wieder die Flammenwerfer aufzuckten. Das Feuer kam immer noch von rechts, von dort, wo sich ganz dicht am Zaun eine Geröllhalde auftürmte. Die Kameraden von den Pionieren mußten sich also schon bis dahin vorgearbeitet haben. Maschke war sich sofort darüber im

klaren, was er jetzt zu tun hatte. Er sprang vom Fenster zurück, besprach sich kurz mit Hannekamp und wandte sich an die anderen. Alle begriffen sofort, was Maschke vorhatte.

Maschke und Hannekamp feuerten mit ihren Gewehren aus dem Fenster.

Adomeit schlug pausenlos gegen die rückwärtige Wand des Hauses. Das Dröhnen des Feldspatens erfüllte den Raum. Drei Bretter der Wand hatte er bereits freigelegt, dann ein viertes und noch eins. Jetzt reichte es, um sich gut hindurchzuzwängen. Adomeit war schon durch. Die anderen folgten ihm.

Maschke, Riedel und Hegenau blieben zurück. Der Unteroffizier erhob sich taumelnd und ging auf Maschke zu.

»Nun wird es aber auch für euch die höchste Eisenbahn, daß ihr verschwindet«, sagte er mit schwacher Stimme. Maschke wehrte entschieden ab. »Kommt gar nicht in Frage!«

»Mach keinen Quatsch. Ihr müßt 'raus. Du und der Riedel. Wer weiß, wann die Leute einen Sani brauchen. Nein, Maschke«, wehrte Hegenau entschieden ab. »Ich bleibe hier. Wenn alles vorbei ist, kommt ihr und holt mich!« Widerwillig gaben Maschke und Riedel nach. Sie kletterten durch das Loch in der Wand und stürmten auf die Geröllhalde zu.

Maschke und Riedel erreichten die Halde, trafen auf ihre Kameraden und auf die Männer des Pionierzuges. Und plötzlich tauchte auch Huber vor Maschke auf, der vor einiger Zeit die Gefangenen zum Hafen gebracht hatte.

»Ja, was zum Teufel, machst du denn hier?« Maschke schaute seinen Kameraden entgeistert an. »Dann hast du das hier alles inszeniert? Du hast uns hier 'rausgehauen?«

Huber wurde verlegen. Was selbstverständlich war, darüber wurde bei ihm nicht viel geredet.

Plötzlich brüllte eine bekannte Stimme. Maschke fuhr herum.

Stabrack! Wie kam denn der hierher?

»Herr Oberfeld ...!« sagte Maschke erschüttert.

Stabrack winkte ab. In dieser Situation war keine Zeit zu langen Erörterungen. Statt einer Antwort wandte er sich mit einer Frage an die Männer.

»Wo ist Unteroffizier Hegenau?«

Maschke wies hinüber auf das Verwaltungsgebäude. Riedel erläuterte.

»Der sitzt da drüben. Ihn hat's erwischt, Herr Oberfeldwebel. Glatter Durchschuß, Oberarm. Kein Grund zur Besorgnis. Wir holen ihn 'raus, sobald wir das hier hinter uns haben.«

Stabrack nickte. Er wollte noch etwas sagen, da hörten sie das Ploppen der Granatwerfer. Der Gegner hatte die Stellung der Deutschen hinter der Geröllhalde offenbar ausgemacht und eröffnete das Feuer. Noch schoß sich der Werfer ein, aber die Schüsse lagen verdammt gut. Die Landser zogen die Köpfe ein und suchten Deckung hinter der Halde.

Maschke lag neben Kuschel, einem einundzwanzigjährigen Unteroffizier, der am Donbogen verwundet worden war und erst seit einigen Wochen zum Regiment gehörte. Kuschel und seine Leute hatten den Auftrag, die Stolleneingänge zu den Bergwerksminen zu sprengen. Sie waren schnell, ohne nennenswerten Widerstand durch den Ort gekommen, hatten die Stollen gesprengt und befanden sich bereits wieder auf dem Rückweg, als ihnen vom E-Werk her heftiges MG-Feuer entgegenschlug. Das Feuer war so stark, daß es den Männern den Weg abschnitt.

Inzwischen aber hatte sich die Situation erheblich gewandelt. Zusammen mit den Männern der Gruppe Hegenau waren sie stark genug, den Weg zur Landungsbrücke freizukämpfen.

Zunächst aber mußte noch das E-Werk zerstört werden. Oberfeldwebel Stabrack schob sich seitwärts der Geröllhalde in einer sanften Mulde weiter. Maschke und ein paar Männer wichen nach links aus, um das Gelände zu den

Transformatoren hin besser überblicken zu können.

»Paßt auf!« begann Maschke im Feuer der feindlichen Granatwerfer. »Der Fall ist klar. Hier kommen wir nicht weiter. Aber hinten, hinter dem Transformatorenwerk, da ist kein Tommy mehr. Die müssen schon weiter zurück sein.« Einen Augenblick überlegte er. »Wartet mal, ich pirsche mich mal 'ran. Wenn ich winke, ist die Luft rein. Dann kommt ihr nach, verstanden?«

»Otto«, schrie der Obergefreite Hannekamp hinter dem Davoneilenden her. »Ich komme mit.«

Sie hasteten ein Stück zurück bis zum Felsvorsprung, umgingen die Geröllhalde und tauchten nach wenigen Minuten schon auf der anderen Seite im toten Winkel der Gebäude auf. Eine dichte Rauchwolke, die aus einer brennenden Kohlenhalde quoll, gab ihnen zusätzlich Schutz.

Maschke begann zu laufen. Seine Linke umklammerte den Karabiner, in der Rechten hielt er die schußbereite 08. Hannekamp folgte in kurzem Abstand. Er trug außer seinem Karabiner zwei T-Minen, die er sich mit einem Ledergurt um den Hals gehängt hatte. Mit der noch freien Rechten umfaßte er ein Bündel Handgranaten.

So erreichten Maschke und Hannekamp die Transformatoren. Nichts rührte sich mehr. »Los, rein!« Maschke stürzte auf die Tür des Werkes zu. Sie war verschlossen. Aber die beiden mußten hinein, wenn sie dem Feind in den Rücken fallen wollten.

»Otto, laß mich die Sache machen!« schlug Hannekamp vor. »Ich spreng die Tür auf. Hol du inzwischen die anderen.«

Hannekamp legte Karabiner und Minen ab, nahm zwei Handgranaten, band sie an die Türklinke, zog ab und sprang in Deckung.

Mit lautem Getöse krachte die Tür auseinander.

Der Grenadier Pfleiderer hatte Maschkes Zeichen erkannt. Sofort verständigte er seine Kameraden. Fünf Männer kamen

heran, nur Huber blieb zurück. Ein Feuerstrahl des Flammenwerfers zischte zum E-Werk hinüber.

Beim Auflodern des Flammenwerfers sah Stablack überrascht auf. Sein Blick fiel auf Huber, der rechts von ihm mit dem Flammenwerfer in Stellung lag.

»Huber, sind Sie verrückt geworden?« schrie er den Mann an.

Er wollte aufspringen, doch Unteroffizier Kuschel hielt ihn zurück. Er deutete aufgeregt nach rechts.

Ein großes Loch gähnte am Eingang zum Transformatorenwerk, und eine gelbe Rauchwolke quoll aus dem Inneren.

»Herr Oberfeld«, schrie Kuschel. »Das ist die Chance! Wir müssen hin!«

Maschke und Hannekamp waren bereits hinter der Maueröffnung verschwunden. Sie hasteten durch das Werk und erreichten den hinteren Ausgang. Die Tür war nicht verschlossen. Der Berliner riß das Tor auf. Dann standen sie im Hof des Elektrizitätswerkes von Longyearbien. Noch hatte der Feind sie nicht entdeckt.

Hannekamp lief durch das Haus, traf am vorderen Eingang mit den Männern der Gruppe Hegenuz zusammen und schleuste sie durch das Transformatorenwerk in den Hof. Keine fünfzig Meter trennten sie mehr von den vier Gebäuden, die in Abständen von vier bis fünf Metern am äußersten Rand des Hofs lagen. Noch ein kurzes Sammeln, dann stürmten die Männer los.

Da wurde der Gegner aufmerksam. MG-Feuer prasselte aus dem äußersten linken Haus. Die anderen Gebäude schienen offenbar unbesetzt zu sein. Unbeirrt liefen die Männer weiter. Die ersten standen bereits am Eingang des linken Gebäudes, von dem eine schmale Holztreppe nach oben führte.

Maschke sprang hoch und entdeckte oben einen Engländer. Der fuhr entsetzt zurück und versuchte, vor Maschke die Tür

zuzuschlagen und zu verriegeln. Zu spät! Die Tür flog auf, der Engländer stand ihm gegenüber. Maschke hatte die Pistole im Anschlag.

»Aus, Kamerad!«

Der Tommy ergab sich. Maschke hastete weiter, lief einen Gang entlang. Erst jetzt bemerkte er, daß er nicht mehr allein war. Hinter ihm standen bereits Hannekamp, Linde und Adomeit. Sie folgten ihm den Gang aufwärts bis zu einer Biegung, hinter der in einem kleinen Dachfenster das feindliche MG Stellung bezogen hatte.

Maschke riß den Karabiner hoch und rannte auf die beiden Engländer los, die immer noch hinter ihrem MG kauerten. Bis auf zwei Schritte war er schon heran, da streckten die beiden die Arme hoch, erhoben sich langsam und ergaben sich.

Maschke beförderte das MG durch das Fenster. Scheppernd rutschte es über den Schiefer des Daches und schlug unten auf.

Im Hof hatte der Sanitätsgefreite Riedel inzwischen auch die Stellung des feindlichen Granatwerfers ausgemacht. Die Briten hatten die Waffe in einer Müllgrube am Hofzaun aufgebaut. Plötzlich war Pfleiderer bei ihnen. Überrascht gaben die Engländer den Widerstand auf und kamen den beiden Deutschen mit erhobenen Händen entgegen.

Vom Hof des Elektrizitätswerkes Longyearbien stieg eine grüne Leuchtpatrone fauchend in den Morgenhimmler: das vereinbarte Zeichen, daß das Unternehmen erfolgreich beendet war. Hannekamp schob die Pistole mit einem Seufzer der Erleichterung in die schweißdurchtränkte Uniformbluse zurück. Oberfeldwebel Stabrack hastete heran und wandte sich an Unteroffizier Kuschel.

»Kuschel«, sagte er und wischte sich den Schweiß aus der Stirn, »Sie sorgen dafür, daß die Briten ordnungsgemäß zurückgebracht werden.« Dann sah er die anderen Männer an. »Wo ist Maschke?«

Ja, wo war Maschke? Keiner hatte ihn seit dem Überfall auf

das feindliche MG-Nest mehr gesehen. Nur Xaver Huber konnte sich noch schwach erinnern, daß Maschke über den Hof hinweg zurückgelaufen war. Aber wohin? Das wußte Huber auch nicht.

Der Obergefreite Hannekamp glaubte, Maschkes Vorhaben erraten zu können. Wenn der Otto irgendwo war, dann konnte er nur bei seinem toten Freund sein.

Sie fanden ihn wenig später am Tor des Hauptverwaltungsgebäudes. Maschke kniete neben Weber, murmelte etwas, was die anderen nicht verstanden, und erhob sich erst, als die Kameraden laut auf ihn einsprachen.

»Wir nehmen ihn mit!« entschied Oberfeldwebel Stablack. Ein Gefangener griff zu und nahm zusammen mit Maschke den toten Weber auf. Sie trugen ihn in das Verwaltungsgebäude und trafen dort auf Unteroffizier Hegenau.

Der verwundete Unteroffizier war von seinem Schemel gerutscht und lag ausgestreckt auf der Erde. Lähmendes Entsetzen packte die Männer beim Anblick des Kameraden. Hegenau war aber nicht tot, nur der Blutverlust war zu groß gewesen. Der Unteroffizier hatte das Bewußtsein verloren. Sofort bemühten sich die Männer um den Verwundeten, Riedel flößte ihm die letzten Tropfen Kognak aus seiner Feldflasche ein, dann betupfte er Hals, Stirn und Augen des Verwundeten mit Wasser. Langsam kam Hegenau zur Besinnung.

Behutsambetteten sie den Unteroffizier in eine Zeltplane, hoben sie auf und trugen ihn nach draußen.

Inzwischen war Maschke in die Unterkünfte der Verwaltung gelaufen und mit einem großen Laken zurückgekehrt. Die Umstehenden beobachteten ihn wortlos, keiner griff zu und keiner wollte ihn stören, als er seinem toten Freund den letzten Liebesdienst erwies.

Minuten vergingen, ehe sich Maschke aufrichtete und auf den Oberfeldwebel zuging. Stablack sah ihn erstaunt an, als Maschke ihm einen Zettel in die Hand drückte; ein

unscheinbares, kleines Stück Papier, wie aus einem Notizbuch gerissen.

»Das ist...« Maschkes Stimme wurde zu einem würgenden Gestammel, »das ist Webers letzter Gruß.«

Stablack nahm wortlos das Stückchen Papier und sah auf die kleine Zeichnung. Ein dürrer Strauch, ein paar Blüten, flüchtig mit schwarzen Strichen auf das Papier geworfen. Ein Strauch, wie er hier überall wuchs. Stablack schluckte und reichte den Zettel wortlos weiter.

»Wann mag er das bloß gemalt haben?« Maschke sagte es mehr zu sich selbst als zu den anderen. Dann brachen sie auf.

Ein gespenstischer Zug verließ das Verwaltungsgebäude des Elektrizitätswerkes von Longyearbien. Mit entsicherter Maschinenpistole marschierte Oberfeldwebel Stablack an der Spitze seiner Männer. Dichtauf folgten die vier gefangenen Engländer, die in der Zeltplane den verletzten Unteroffizier trugen. Maschke und Adomeit folgten mit ein paar Schritten Abstand. Sie schleppten ihren toten Kameraden zurück. Dahinter die übrigen Männer der Gruppe.

Noch ging alles mit schußbereitem Karabiner, denn der Kampf um Longyearbien war noch nicht zu Ende. Überall loderten noch Brände auf, krachten Schüsse, hörte man Schreie und Kommandos.

Oberfeldwebel Stablack sah auf die Uhr.

»Leute«, sagte er, »wir gehen am besten jetzt schon in Deckung. Ich glaube, Hannekamp und Huber werden soweit sein.«

Sie lagen aber noch fast fünf Minuten hinter den geborstenen Mauern des Hauses, an dem sie gerade angelangt waren. Dann erschütterte eine mächtige Detonation die Erde, auf der sie lagen.

Hannekamp und Huber hatten gesprengt. Das E-Werk von Longyearbien war zerstört.

Die beiden Pioniere sprangen auf und folgten der bereits

weit vorausliegenden Gruppe.

\*

»Herr Admiral!« Der Funkoffizier der »Tirpitz« erschien aufgeregt auf der Brücke. »Meldung vom Chef der 4. Zerstörerflottille.«

»Geben Sie her!« Der Befehlshaber griff nach dem Schreiben des Offiziers. Mit einem kurzen Blick überflog er die Zeilen, wandte sich an den Chef des Stabes und reichte das Papier weiter.

»Hier, Reinecke, lesen Sie!«

Der Kapitän nahm das Schreiben, las es und nickte wiederholt.

»Alles klar, Herr Admiral!« sagte er schließlich. »Der Kommandant von Barentsburg hat kapituliert. Nach bisherigen Feststellungen sind achtunddreißig Norweger und vier Briten gefangengenommen. Die übrigen sind in die Berge geflüchtet. Kapitän Johannesson hat bereits mit der Einschiffung der Grenadierzüge begonnen.«

»Danke!« Kummetz nickte. »Lassen Sie Verbindung zur Vierten herstellen. Meldung an mich, welche Verluste, welche Schäden an den Schiffen.«

»Jawohl, Herr Admiral!« Reinecke griff zum Telefon und ließ sich mit dem Funkoffizier verbinden. In wenigen Minuten war die Antwort bereits da.

»Eigene Verluste: drei Tote und vier Schwerverletzte auf Z 29. Neun Treffer auf dem Zerstörer, Schiff aber voll einsatzfähig. Z 33 meldet vier Treffer, keinen nennenswerten Schaden; Schiff voll einsatzfähig, keine Ausfälle. Z 31 keine Ausfälle, Schiff unbeschädigt.«

Der Chef des Stabes atmete auf. »Herr Admiral, nun bliebe nur noch die Aufgabe...«

»Lassen Sie funken, Reinecke«, fiel ihm der Admiral ins

Wort: »Alles zurück auf die Schiffe. Landungspiers werden von Bord aus zerstört.«

\*

Korvettenkapitän von Mutius, Kommandant von Z 29, erhielt den Befehl wenige Minuten später. Seit Mitternacht stand von Mutius ununterbrochen auf der Brücke seines Schiffes.

Er nahm noch einmal das Glas an die Augen und suchte die vor ihm liegende Bucht ab. Drüben, nur wenige hundert Meter vom Liegeplatz des Schiffes entfernt, zogen dichte Rauchschwaden über die Insel. Kurze Detonationen erschütterten die Luft.

»Es ist vorbei, Herr Kapitän«, wandte sich der Erste Offizier an den Kommandanten. »Die letzten Pioniereinheiten des Heeres sind soeben an Bord gekommen.«

»Danke!« murmelte Korvettenkapitän von Mutius erschöpft.  
»Ich melde jetzt dem Flottillenchef. Wir können ablegen.«

Kapitän zur See Johannesson, Chef der 4. Zerstörerflottille, war mitten in der Besprechung mit seinen Offizieren vom Heer. Der Kampfgruppenführer faßte die Ereignisse der letzten fünf Stunden zusammen.

»Kommen Sie, wir gehen auf die Brücke und sehen uns das Ganze noch einmal an«, sagte Johannesson abschließend.

Als die Offiziere wenige Augenblicke später auf der Brücke standen, meinte der Infanteriehauptmann mehr zu sich selbst als zu Johannesson: »Das wäre also unser letzter Einsatz gewesen. Das Grenadierregiment 349 hat aufgehört zu existieren.«

Johannesson horchte verwundert auf.

»Was meinten Sie?«

»Jawohl, Herr Kapitän! Unser Regiment wird aufgelöst. Kurz vor dem Auslaufen im Altafjord hörte ich vom Kommandeur, daß das ›Unternehmen Sizilien‹ das letzte sei, an

dem unser Regiment beteiligt sein würde.«

Der Flottillenchef ging kopfschüttelnd weiter. »Das müssen Sie mir noch näher erklären, mein Lieber. Später, wenn wir wieder auf See sind.«

In diesem Augenblick betrat der Erste Offizier wieder die Brücke. Er hob die Hand an die Mütze. »Melde gehorsamst: Alle Mann an Bord!«

Johannesson nickte. »Danke! Dann also: Beide Maschinen langsame Fahrt voraus!«

Z 29 drehte sich langsam von der Pier ins offene Hafenbecken von Barentsburg und nahm Kurs zum Grönfjord. Immer größer wurde die Entfernung zwischen dem Schiff und der Landungsbrücke, immer kleiner die Häuser, aus denen noch der Rauch des schwelenden Feuers schlug.

Die Besatzung des Zerstörers stand auf Gefechtsstationen. Alles warf noch einmal einen Blick hinauf auf das brennende Barentsburg.

Der Artillerieoffizier von Z 29 gab kurze Befehle an die Geschützführer. Die Rohre des Zerstörers waren auf die Landungspiers gerichtet. Auch die beiden anderen Zerstörer der Flottille meldeten ihre Einsatzbereitschaft. Kapitän zur See Johannesson gab den Feuerbefehl.

»Feuer frei!«

Fast gleichzeitig heulten die leichten und mittleren Granaten des Zerstörers hinüber auf die Landungsanlagen und Hafeneinrichtungen von Longyearbien. Fast alle Schüsse lagen im Ziel. Hohe Einschlagfontänen schossen hoch, Steine und Holzteile wirbelten durch die Luft, an mehreren Stellen brach Feuer aus und züngelte mit lodernden Flammen in den Himmel.

Dann trat wieder Stille ein.

Die Geschütze von Z 29 schwiegen.

Auch über Barentsburg breitete sich das Schweigen aus. Totenstille lag über den rauchenden Trümmern der Stadt.

Die Schiffe standen bereits weit im Grönfjord.

»Nun erzählen Sie mal, Herr Hauptmann«, wandte sich Kapitän zur See Johannesson wieder an den Führer der Heereskampftruppe. »Wie war das mit Ihrem Regiment?«

Der Infanterieoffizier lächelte müde.

»Befehl vom OKH, unser Regiment wird aufgelöst. Nur der Stab bleibt, er kommt zur 230. Küsten-Sicherungsdivision.«

»Das ist doch die Division, die die gesamte Nordküste Norwegens und Finnlands sichert, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Kapitän! Die Bataillone unseres Regiments, also auch die Kampfgruppe, werden aufgeteilt. Die jüngeren Jahrgänge kommen zu einer Felddivision an die Ostfront, die älteren, größtenteils bereits Weltkriegsteilnehmer, bleiben in Norwegen.«

»Noch sind wir nicht da«, gab Johannesson zu bedenken.

»Noch sind wir in Spitzbergen.«

»Na, meinewegen! Also die älteren bleiben in Norwegen!«

Der Flottillenchef runzelte die Stirn und sah nachdenklich vor sich hin.

»Dann ist also dies hier gewissermaßen das Schlußkapitel Ihres Regiments!«

Der Hauptmann nickte.

\*

Schweißnaß und dreckverschmiert stand Leutnant Wengen, der Führer der Pionierkompanie, an der Ruine eines zerstörten Hauses dicht beim Hafen von Longyearbien. Neben ihm hockten die beiden Funker und die zwei Melder des Kompanietrupps.

Wengen wartete auf Oberfeldwebel Stablack und seine Männer, die schon längst hätten zurück sein müssen. Ungeduldig trat der Offizier von einem Bein aufs andere und schaute immer wieder auf die Uhr. Da erschien Stablack.

»Endlich! Wo bleiben Sie nur, Stablack?«

Leutnant Wengen drückte sich mit der Schulter von der Mauer ab und trat den Ankommenden entgegen.

»Zug Stablack vom Einsatz zurück«, meldete der Oberfeldwebel und bemühte sich, trotz der Anstrengungen der letzten Stunden Haltung zu zeigen. »Befehl ausgeführt! E-Werk und Kohlenmine A und B gesprengt. Verluste: einen Toten, zwei Verwundete.«

Wengen dankte, besah sich den abgekämpften Haufen der Männer und schüttelte fassungslos den Kopf.

»Tut mir leid, Stablack«, begann er zögernd. »Ihre Leute können sich ausruhen. Sie bleiben noch hier!«

Stablack sah seinen Kompanieführer verwundert an. Doch der hielt ihm bereits eine kleine Skizze entgegen und wies mit dem Finger auf einen rotmarkierten Punkt. »Sehen Sie hier, Stablack, hier am Ende des Tales, da liegt auf der rechten Seite dieses Dorf. Wohl noch die letzte menschliche Ansiedlung in dieser gottverlassenen Gegend. Dort befindet sich das größte Bauwerk. Ob es Ihnen paßt oder nicht, Stablack«, fuhr Wengen fort, »wir müssen es sprengen.«

Stablack starnte seinen Vorgesetzten entgeistert an. Das konnte doch nicht wahr sein! Noch einmal sollte er mit seinen Leuten los, mit diesen ausgemergelten, völlig erschöpften Gestalten!

»Was starren Sie mich so an? Los, bestimmen Sie zehn Mann. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.«

Der Oberfeldwebel sah sich nach seinen Leuten um. Ein mitleidiger Blick traf die Männer, die dort am Straßenrand lagen, abgekämpft, durstig, dreckig, mit zerrissenen Uniformen, müde und apathisch. Maschke hatte das weiße Bündel neben sich gelegt; seinen toten Kameraden. Die gefangenen Briten hielten den schwer verwundeten Hegenau.

Und damit soll ich noch einmal zurück? dachte Stablack verbittert.

Plötzlich trat ein junger Seeoffizier an Wengen heran.  
»Herr Wengen! Befehl vom Kampfgruppenführer: Der Auftrag muß in einer Stunde erledigt sein. Verwundete und Tote sollen sofort auf die Schiffe. Ebenfalls eventuelle Gefangene.«

»Sie haben gut reden, mein Lieber«, meinte Wengen bissig. »Schauen Sie sich das mal an!« Er deutete auf Stablacks Leute, die von dem plötzlichen Auftauchen des Seeoffiziers kaum Notiz genommen hatten, so teilnahmslos hatten die Anstrengungen der letzten vier, fünf Stunden sie gemacht. »Na, schön!« Wengen hob hilflos die Schultern. »Stablack, zehn Freiwillige! Machen Sie schnell!«

Stablack wischte sich mit dem Ärmel über das schweißnasse Gesicht.

Da trat Maschke vor.

»Ich bin dabei, Oberfeld!«

»Na, dann komme ich auch mit!« sagte der Sanitätsgefreite Riedel und stellte sich neben den Berliner.

Langsam und zögernd erschienen auch Hannekamp, Huber und Adomeit, dann Pfleiderer, Linde ...

Die Gruppe Hegenau stand geschlossen vor Wengen. »Gut!« sagte der Offizier und wandte sich an den kleinen Gefreiten Linde. »Sie, Linde, übernehmen die Gruppe.«

»Jawohl!«

»Kann ich die Gruppe Hegenau selbst nach Sveagruva führen?« fragte Stablack. Wengen war einverstanden. Ihm blieb auch gar keine Wahl. Das Unternehmen duldet keine Aufschub mehr.

Die Grenadiere stolperten den Weg zurück, den sie soeben gekommen waren. Maschke hatte den toten Weber bei den Gefangenen zurückgelassen und trottete nun neben Stablack her. Beide sprachen kein Wort, aber wenn sie sich von Zeit zu Zeit ansahen, wußte jeder, was der eine vom anderen dachte.

Sie zogen durch die brennenden Straßen von Longyearbien,

vorbei an zusammengestürzten Häusern, an Ruinen und rauchenden Trümmern. Sechs Männer des Marinestoßtrupps gingen voran und trugen das schwere Sprenggerät. Der führende Bootsmannsmaat hatte erst vor einer Viertelstunde den Einsatzbefehl erhalten, nachdem am Ende des Taleinschnitts plötzlich ein Kohlenbergwerk festgestellt worden war. Bis dahin hatte die deutsche Führung keine Ahnung von der Existenz dieser wichtigen Anlage gehabt.

»Ob die Tommies noch da sind?« meinte Pfleiderer.

»Schon möglich!« gab Maschke zurück.

Plötzlich stockten die Männer des Marinestoßtrupps und setzten langsam die Sprenggeräte ab. Drüben am Berghang tuckte ein MG. Die Schüsse lagen hart in der Nähe der Biegung, wo der Weg in einer scharfen Rechtskurve aus der Stadt herausführte.

»Wir müssen hier weg!« knurrte Maschke, »weiter bis an den Hang heran. Dann kann uns der Tommy nicht mehr einsehen.«

Alle sahen ein, daß Maschke recht hatte. Auch Stabrack nickte zustimmend. Langsam krochen die Männer im Schutz der aufgeworfenen Böschung weiter, die sich neben der Straße herzog. Nur mühsam kamen sie voran, und wertvolle Zeit ging verloren. Dann aber hatten sie endlich den Berghang erreicht. Sofort verstummte das feindliche MG-Feuer. Der Weg führte immer die Anhöhe hinauf. Rechts und links der Straße rückten die Felsen bis an die Fahrbahn. Hier und da quoll der Rauch aus den offenen Stolleneingängen des Berges.

Die letzten hundert Meter bis zur Grube von Sveagruva legten sie ohne Zwischenfälle zurück. Nirgendwo zeigte sich der Feind. Die vier Häuser des kleinen Ortes klebten wie Schwalbennester am Berghang oberhalb des Dorfes. Die Männer schwenkten nach rechts ein und liefen in aufgelockerter Formation darauf zu. Was alle vermutet hatten, bestätigte sich wenige Minuten später: Die Häuser waren leer!

Also weiter! Etwa hundert Meter hinter den Gebäuden gähnte ein schwarzgraues Loch: der Eingang zum Schacht.

Gerade wollten die Männer über die Serpentinen den Weg zum Bergwerk hinaufgehen, da pfiff es plötzlich von der Höhe herab. Es waren zwei oder drei Karabinerschüsse, aber es ließ sich nicht ausmachen, von woher sie kamen.

Sofort war alles in Deckung gegangen. Maschke sah sich um. Er konnte nichts entdecken. Wieder schoß es von oben. Vermutlich direkt aus dem Stolleneingang.

»Jetzt einen Granatwerfer!« brummte Maschke.

Ein Matrose meldete sich.

»Ich habe noch ein paar Nebelhandgranaten.«

»Dann nichts wie her damit!« Hannekamp war schon bei dem Matrosen und nahm die Handgranaten. »Wir schmeißen das Zeug und springen sofort los!«

Maschke zählte. Die Handgranaten wirbelten durch die Luft, schlugen am Berghang auf und explodierten mit lautem Zischen. Die Männer stürzten aus ihren Deckungen. Drüben auf der halben Höhe des Hangs quoll der Nebel auf und legte eine weiße Wand vor das Bergwerk. Die Männer stürmten hindurch. Nur noch fünfzig Meter, dann würden sie den Stolleneingang erreicht haben.

Noch einmal schlug ihnen schwaches Gewehrfeuer entgegen. Die Männer gingen in Deckung. Stablack richtete sich kurz auf.

»Los, nochmals Handgranaten!«

Wieder flogen drei Nebelhandgranaten. Gespannt warteten die Landser in ihrer Deckung, bis der Rauch aufquoll. Dann sprangen sie hoch und liefen weiter. Nur ein einzelner Schuß fiel noch von drüben. Dann hatten sie auch schon den Eingang erreicht. Einige Gestalten verschwanden im Dunkel des Stollens.

Sofort stürzten Maschke, Hannekamp und der Bootsmannsmaat hinterher. Sie erreichten die Fliehenden. Es

waren Norweger und ein britischer Korporal. Die drei blieben stehen und hoben die Arme. Maschke nahm ihnen die Waffen ab.

Die letzten Gefangenen beim Unternehmen »Sizilien« verließen den Stollen.

Als Maschke wieder ins Freie trat, war er von der hellen Morgensonne geblendet, die gerade durch die Wolken gebrochen war. Er rieb sich die Augen und kam langsam den Hang hinunter. Da sah er, daß sich Riedel um den am Boden liegenden Stablack bemühte.

Er trat heran und starrte Riedel an. Doch der schüttelte nur kurz den Kopf. Maschkes Mund wurde schmal, und sein Kopf senkte sich. Wortlos wandte er sich dann um und lief davon.

Die Zeit drängte. In einer Stunde sollte der Auftrag erledigt sein. Sie mußten sich also beeilen. Langsam trotteten die Grenadiere den Weg zurück. Die Füße schmerzten, die Rücken waren durchgescheuert vom Schleppen der schweren Lasten, die Kehlen wie ausgedörrt.

Zusammen mit den drei Gefangenen trug Riedel den toten Oberfeldwebel. Keiner sagte ein Wort. Auch dann noch nicht, als plötzlich eine laute Detonation die Erde erzittern ließ. Die Sprengladung im Stollen des Bergwerks war in die Luft geflogen. Sveagruva stand in Flammen. Eine dicke Rauchwolke quoll über dem Grubengelände auf.

An einer Wegbiegung vor Longyearbien legten Maschke und seine Männer eine kurze Verschnaufpause ein. Die Blicke der Soldaten gingen plötzlich zum Himmel. Zwei Ju 88 tauchten auf, setzten zum Sturzflug an und stießen auf Sveagruva zu.

Der Berliner ballte die Fäuste.

»Jetzt schmeißen die das kaputt, was wir schon gemacht haben. Alles war umsonst! Dieser verdammte Weg nach Sveagruva und auch das da!« Er wies auf den toten Oberfeldwebel und wandte sich ab.

Die Männer erhoben sich und folgten ihm.

\*

Die See ging hoch. Mühsam kämpften sich die beiden Schlachtschiffe mit ihren neun Zerstörern durch die aufgewühlten Wellen des Eismeers. Ihr Weg führte nach Süden.

Das Unternehmen »Sizilien« war beendet.

Um zwölf Uhr mittags war der Flottenverband unter Führung von Admiral Kummetz im Eisfjord ankerauf gegangen. Unbehelligt erreichten die Schiffe die offene See. Kein feindliches Fugzeug am Himmel, kein Unterseeboot in der Nähe.

Wachoffiziere und Ausguckposten hielten ihre Gläser noch lange auf die Insel gerichtet. Dicke Rauchwolken quollen über Spitzbergen hoch, wurden kleiner und kleiner und verloren sich schließlich in der Dämmerung des ausklingenden Tages.

»Herr Leutnant Talvik, bitte kommen Sie einmal mit!«

Die Stimme des jungen Assistenzarztes riß den Norweger aus seinen grüblerischen Gedanken. Er stand in der Unteroffiziersmesse der »Tirpitz« und wußte nicht, wie lange er sich hier eigentlich schon aufhielt.

Talvik wandte sich langsam um.

»Ist was mit Ruud?« fragte er besorgt.

Der Arzt ging nicht auf seine Frage ein, sondern wiederholte seine Worte: »Kommen Sie mit!«

Langsam schritten die beiden Offiziere durch die Gänge und kletterten zum Hauptdeck. Talvik sah sich ratlos um. Sie gingen zum Heck. Drüben standen mehrere Männer zusammen, Offiziere und Matrosen, Grenadiere und Pioniere.

Talvik blickte entsetzt auf zwei längliche, graue Bündel, die an Deck lagen. Er ahnte, was ihm bevorstand. Ein Würgen war plötzlich in seiner Kehle.

»Ruud?«

Der junge Arzt nickte nur und deutete auf das zweite Bündel.

»Der andere ist ein junger deutscher Soldat, der beide Augen verloren hat. Sie kennen ihn...«

Talvik hob die Hand zum Gruß. Mit starren Augen sah er auf die in Zeltplanen gehüllten Toten, die nun auf eine kleine Lafette gelegt und über die Bordwand geschoben wurden.

Talvik zuckte zusammen, als die Körper hart auf die See schlugen und in das eisige Wasser tauchten.

Die Gruppe der Männer hatte sich bereits zerstreut. Nur der junge norwegische Offizier stand immer noch an der Reling und blickte hinaus auf die graue See. Erst als sich eine Hand auf seine Schulter legte, sah er auf. Ein deutscher Unteroffizier stand neben ihm. Sein rechter Arm lag eingegipst in einer Schlinge.

Beide Männer sahen sich einander lange in die Augen. Sie sagten nichts.

Der Norweger reichte dem Unteroffizier die Hand. Dann ging er schweigend davon.

\*

»Ruhe!« brüllte Unteroffizier Kuschel. In den Baracken konnte man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen.

»Was gibt's denn nun schon wieder?«

Maschke kam auf den Unteroffizier zu und legte seine Hand auf dessen Schulter.

Kuschel deutete auf das Radiogerät in einer Ecke des Raumes.

Die Männer der Kampfgruppe, die in den Baracken am Altafjord ein vorläufiges Quartier gefunden hatten, horchten auf. Einige kamen auf den Lautsprecher zu. Dann hörten sie es alle:

*»... griffen deutsche Seestreitkräfte und eingeschiffte Truppen des Heeres militärische Stützpunkte und wichtige, zur Durchführung von See- und Luftoperationen notwendige*

*Anlagen des Feindes auf Spitzbergen überraschend an.*

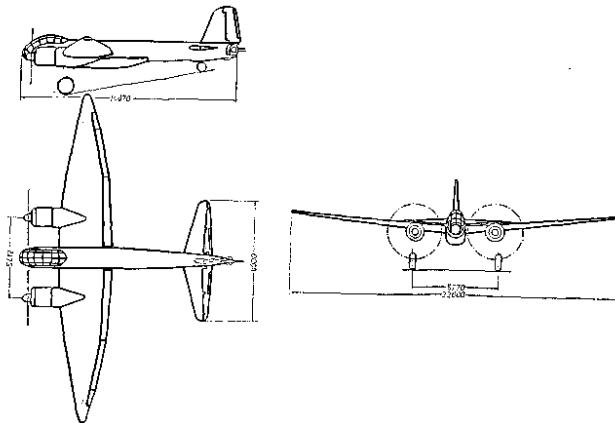
*Im Verlauf des kühn durchgeföhrten Unternehmens kämpften unsere Kriegsschiffe die feindlichen Küstenbefestigungen nieder und schufen damit die Voraussetzung für die Landung der Heeresverbände. In vorbildlicher Zusammenarbeit wurden alle kriegswichtigen Anlagen und Einrichtungen der Insel, vor allem Funk- und Wetterstationen, Hafen- und Verladeeinrichtungen, Elektrizitäts- und Wasserwerk, mehrere im Ausbau befindliche Kohlenbergwerke sowie ausgedehnte Kohlenhalden und große Brennstoffmengen, umfangreiche Munitionsdepots und Proviantlager gesprengt, durch Brand zerstört oder aufgebracht.*

*Der Feind erlitt empfindliche Verluste. Außerdem wurde eine Anzahl Gefangener eingeföhrt. Die eigenen Verluste sind gering. Der Verband ist wieder in seine Stützpunkte zurückgekehrt.«*

Otto Maschke erhob sich und ging in die eiskalte Nacht hinaus.

**ENDE**

## Junkers Ju 388 K-1



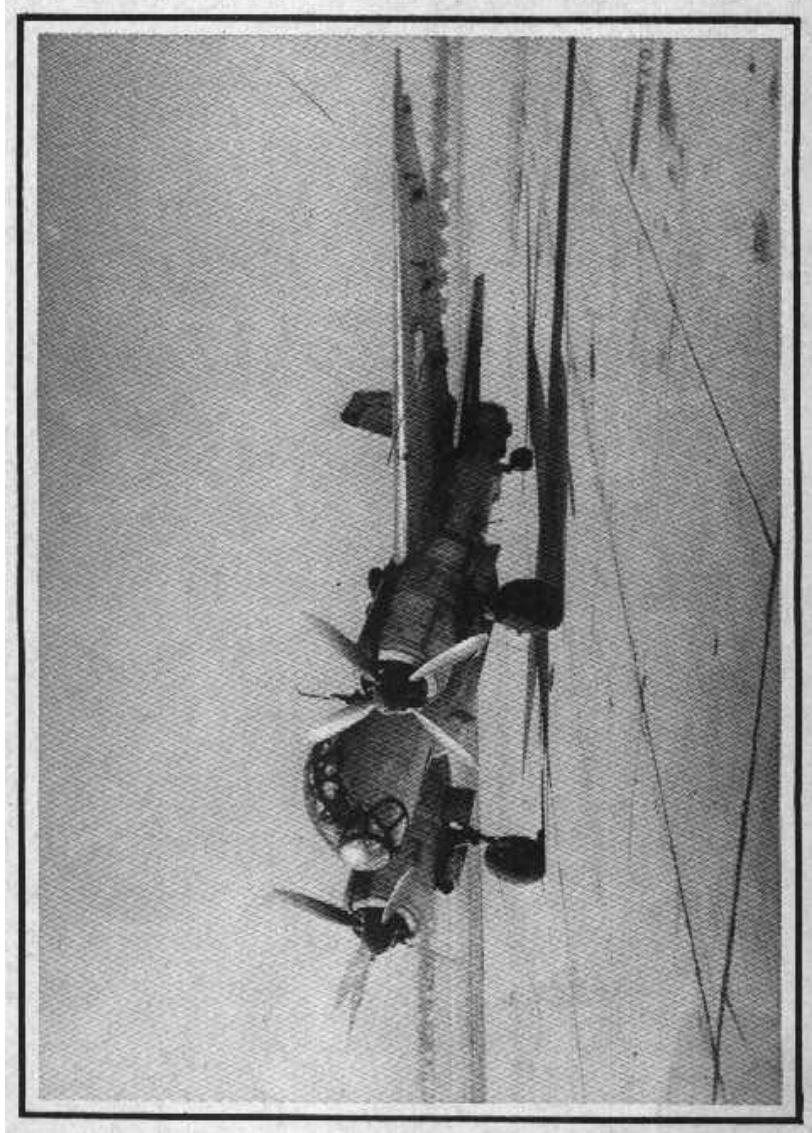
Die Ju 388 war eine Weiterentwicklung der Ju 188 als Höhenflugzeug. Von dem Vorgängermuster wurden Tragfläche und Höhen-Leitwerk komplett übernommen. Eine Geschwindigkeitserhöhung konnte durch den vollkommen umkonstruierten Rumpfbug mit verbesserter aerodynamischer Durchbildung erreicht werden. Weitere Standard-Unterschiede gegenüber den Mustern der Ju 188-Reihe: Verwendung von Höhenmotoren mit Vierblatt-Luftschrauben, Einbau einer Druckkabine mit Klimaanlage, Bordheizgerät für Höhenflossenenteisung und ungeschützter Brennstoffzusatztank mit 500 Liter Fassungsvermögen und Schnellablaß im linken Flügelaußenteil.

Die Serienausführung besaß zwei Motoren zu je 2.000 PS vom Muster BMW 801 TJ. Ähnlich der Ju 88 S-2 und der Ju 188 G war zur Vergrößerung des Bombenraumes eine große Wanne unter dem Rumpf angebracht. Abwehrbewaffnung durch fernbetätigten Heckstand mit 2 x 13-mm-MG 131. Als Mustereinbau wurde die Verwendung eines druckdichten B-Standes mit 1 x 13-mm-MG 131 auf der Steuerbordseite des Kanzelauslaufes versucht.

## **Technische Daten**

Spannweite:	22 m
Länge:	14,97 m
Höhe:	4,90 m
Gefechtsgewicht:	14.260 kg
Höchstgeschwindigkeit:	607 km/h
Reichweite:	2.060 km
Gipfelhöhe:	13.000m
Bewaffnung:	drei MG 131, 13 mm
Besatzung:	drei Mann

# **Deutsche Kriegsflugzeuge**



**Junkers Ju 388 K-1**